Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald

Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg

Band: 5 (1992)

Artikel: Das Werdenberg in literarischen Zeugnissen auswärtiger Autoren

Autor: Kessler, Noldi

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-893280

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Werdenberg in literarischen Zeugnissen auswärtiger Autoren

Noldi Kessler, Gams

Gegenden, die einstmals berühmte Dichter beherbergt haben, gibt es zuhauf. Und manche Region hält sich denn auch nicht zurück, möglichst erhabene Gestalten der Literaturgeschichte als Sänger ihrer örtlichen Eigenart und Besonderheit richtiggehend zu vereinnahmen, was dem Ansehen kulturbewusster Städte, renommierter Bäder oder von Hochburgen des Fremdenverkehrs gewiss nur zuträglich sein kann.

Das Ländchen Werdenberg vermag sich in dieser Hinsicht nicht wohlgefällig zu brüsten. Was nun aber nicht heissen soll, dass der einheimische fleissige Leser nicht hin und wieder selbst bei namhaften Schriftstellern auf Werke stösst, die seine Heimat beschreiben, diese gar zum Schauplatz des Hauptthemas haben; und ab und zu trifft er auch auf längst dahingegangene Landsleute, welche die Handlung von Gedichten, Geschichten oder Spielen mitbestimmen.

Unser Rundgang ist eine Auswahl; er bezweckt keine Vollständigkeit. Des immer bedrohlicher werdenden Umfangs wegen musste schon während des Zusammentragens etliches vorerst beiseitegelegt werden: Sagen und alte Urkundentexte sind hier nicht vertreten, ebenso die meist trivialen historischen Kalendererzählungen und anonymen Kurzgeschichten aus Zeitschriften sowie Beschreibungen lexikalischen Charakters. Literatur aus den Federn von Werdenbergern wollen wir hingegen in kommenden Ausgaben unseres Jahrbuches gebührend berücksichtigen. – Die nachfolgenden kleinen Auszüge möchten unsere Leser einladen, sich gelegentlich mit den ganzen Stücken zu befassen, sich vielleicht auch nach weiteren Beispielen umzusehen, was eine interessante Beschäftigung mit immer wieder überraschenden Ergebnissen ist.

Wetti († 824): Gallus flieht nach Grabs[1]

Die früheste, nur noch fragmentarisch erhaltene Lebensbeschreibung des heiligen Gallus entstand vermutlich schon im 7. Jahrhundert. Die beiden jüngeren Fassungen stammen vom Reichenauer Mönch Wetti und dessen Schüler Walahfrid. Unser Text folgt in der Übersetzung von Johannes Duft Wettis Fassung. Darin begegnen wir der ältesten Erwähnung unserer Heimat in literarischer Form. Für uns ist jene Stelle bedeutsam, wo Gallus dem Herzog Cunzo (vom Hof Überlingen), dessen Tochter Fridiburga er hätte heilen sollen, über den Alpstein nach Grabs entflieht, zum Diakon Johannes. Die Handlung spielt um das Jahr 612.

«[. . .] Da erhielt er [der Priester Willimar] aber die Antwort [von Gallus]: 'Diese Reise ist nicht meine, sondern deine Sache. Geh du hin, Vater! Was habe ich mit dem Fürsten dieser Welt zu tun? Ich will in meine Zelle zurückkehren.' 'Das darf keineswegs geschehen!', sagte ihm der Priester, 'sondern komm mit mir und tröste den Herzog in seiner Betrübnis, auf dass du nicht vielleicht unfreiwillig zu ihm geführt wirst.' Doch es blieb beim Versuch: Gallus floh weltliche Ehre, suchte eilig wieder seine Zelle auf und verbarg sich so vor menschlicher Nachstellung. Am anderen Morgen sagte er seinen Brüdern, keiner dürfe einen bestimmten Ort, wo er zu finden sei, angeben; wenn sie aber eindringlicher bedrängt würden, sollten sie bezeugen, dass ein Brief seines Abtes Columban gekommen sei, wonach er raschestens nach Italien zu kommen habe.

Mit zwei Jüngern begab er sich nun in die verborgenste Einöde, überschritt dann den Alpstein [transgresso Alpe] und gelangte in den sogenannten Sennwald [in silvam vocatam Sennius], in dessen Nähe das Dorf Grabs [Quaradaves vicus] liegt. Dort fanden sie einen Diakon namens Johannes, der dem Herrn in Gerechtigkeit und Gottesfurcht diente. Dieser führte sie in sein Haus und diente ihnen während sieben Tagen, als wären sie auswärtige Pilger, hatten sie ihm doch vorgegeben, sie seien aus weiter Ferne gekommen.

Sobald der Priester den Weggang des Gottesmannes erfuhr, schiffte er zum Herzog hinüber und erzählte das Fluchtgeschehen. Da sagte ihm der Herzog: 'Schicke ihm rasch eine Botschaft zu und rate ihm, zu mir zu kommen. Wenn nämlich Gott meine Tochter durch ihn befreien wird, werde ich ihn reichlich beschenken und ihm die Bischofswürde der Stadt Konstanz geben.' [. . .]

Der Priester aber hatte den Befehl des Herzogs ausgeführt, er fand den Gottesmann lesend in einer Höhle [in Grabs] und sprach ihm mit beruhigenden Worten zu: 'Fürchte dich nicht, Vater, zum Herzog zu kommen, denn er hat mir durch einen Eid versichert, dass dir nichts Schlechtes zustossen werde; du mögest einfach nur die Hand auf das Haupt des Mädchens legen. Wenn dann Christus ihm durch dich zu Hilfe komme, werde er dir den Bischofssitz zu Konstanz geben.' Während sie noch miteinander redeten, siehe, da kam der Diakon Johannes und reichte ihm ungesäuerte Brote, eine Schale Wein, Öl und Butter mit Honig und gebratene Fische zum Segen dar. Sie sagten Christus Dank und begannen das Mahl. Dabei versprach der Mann Gottes, am morgigen Tag hinzugehen. Der genannte Levit [Johannes] wollte ihm für die Reise sein gesatteltes Maultier heranbringen, doch er lehnte wie gewohnt jeden Aufwand ab. Er müsse, so versicherte er, noch seine Brüder in der Zelle aufsuchen, komme dann aber möglichst rasch zum Kastell [Arbon]; auf dieses Versprechen verpflichtete ihn der Priester durch einen Eid. Johannes empfing den Segen und blieb zurück; und der Gottesmann begab sich auf dem Weg, den er gekommen war, zu seiner Zelle. [. . .]»

Diakon Johannes von Grabs wurde später durch die Fürsprache des Gallus zum Bischof von Konstanz ernannt.

Aus der *Vita sancti Galli* des Mönchs WETTI, zwischen 816 und 824. – In: J. DUFT (Hg. und Übers.), *Die Lebensgeschichten der heiligen Gallus und Otmar.* St. Gallen 1988, S. 31ff.

Die von Johannes Tinner bezeugte Schlange vom Frümsnerberg. Kupferstich aus Scheuchzer 1723, S. 378.

Der Drache vom Erlawäldli, beobachtet von Johannes Bueler. Kupferstich aus Scheuchzer 1723, S. 379.

Johann Jakob Scheuchzer (1672–1733): Unheimliche Fabeltiere in der Freiherrschaft Sax

Der hochangesehene Zürcher Naturforscher, Stadtoberarzt und Professor der Mathematik gilt als Begründer der physischen Geographie des Hochgebirges. In seinen «Itinera alpina» beschreibt er unter anderem auch eine Anzahl schweizerischer Fabeltiere, die auf schönen Kupferstichen wiedergegeben sind. Diese Wesen sind nicht eigene Phantasiegebilde Scheuchzers; er hat sie vielmehr aus älteren Werken übernommen[2] oder nach brieflichen Schilderungen seiner Gewährsleute erwähnt. Selbst stand er solchen Drachenberichten skeptisch gegenüber. Er hat sie hauptsächlich aus historischem Interesse wiedergegeben und das Urteil über diese «delikate Materie» den Lesern überlassen. (Scheuchzers Forschungstätigkeit wird übrigens auch bei Gottfried Keller genannt, s. unten.)

«[. . .] Johannes Tinner aus der Landschaft Frümsen, in der Freiherrschaft [baronatus] von Hohensax, ein ehrenhafter und des Vertrauens werter Mann, der zu unserer Zeit noch unter den Lebenden ist, hat mir eidlich bezeugt, er habe sich vor zwölf Jahren, Ende April, auf den benachbarten Mons Frumsanus, den Frumsenberg, begeben, und dort an der Stelle, die im Volk in der Hauwelen genannt wird, habe eine schauderhafte, schwarzgraue Schlange sich gezeigt, zuerst zusammengerollt [convolutum], dann sich erhebend, deren Länge wenigstens sieben Fuss, die Dicke etwa einen Obstbaum [malus cerealis] [betragen habe]; der Kopf sei einem Katzenkopf nicht unähnlich gewesen, aber Füsse habe sie überhaupt keine gehabt. Diese Schlange habe er mit einem Schlag des Gewehrs [sclopetum] verwundet, und er habe mit seinem Bruder Thomas Tinner [sie] noch völlig getötet. Bevor aber diese Schlange beseitigt worden war, hätten sich die benachbarten Bewohner beklagt, die Euter der Kühe würden wiederholt leergemolken, aber ein Urheber [dafür] sei nie in Erscheinung getreten; dennoch habe dieses Übel danach bald aufgehört. [. . .]

Johannes Bueler aus der Pfarrei Sennwald, Beisitzer [aggregatus] des kirchlichen Konsistoriums, begab sich vor 15 Jahren zur Sommerzeit auf den Frumsenberg und sah an dem Erlawäldli genannten Ort, am Gewässer, das Kalenbach genannt wird, zu seinem gewaltigen Erschrecken [summo cum stupore] eine ungeheure schwarze Bestie aus einem Dornengebüsch hervorkriechen, und sie habe vier Glieder gehabt, die sie nicht wenig [vom Boden] abgehoben hätten; ihre Dicke sei etwa die eines Obstbaums gewesen, einen etwa einen halben Fuss langen Kamm habe sie auf dem Kopf gehabt; die gesamte Körperlänge konnte er nicht beobachten, da ihre hinteren Teile in den Dornenbüschen und im Unterholz verborgen gewesen seien. [. . .]

Als Johann Egerter, genannt Martis Hans, ein ehrenwerter Mann im Alter von 70 Jahren, aus dem Dorfe Lienz, in der Freiherrschaft Sax, vor 22 Jahren auf der Alp Commoor, in der Nähe der Statthalterei von Sax [praefecturae saxensi] gelebt habe, sei er an einem im Wellerschen Gang genannten Ort auf einen schrecklichen Drachen gestossen, der unter einem Felsen lebte, mit riesenhaftem Kopf und gespaltener Zunge, die er weit aus seinem Rachen herausschnellen liess. Dieser war von schwarzer Farbe, durchsetzt mit gelben Streifen; der Rücken erschien [ihm] vom Kopf bis zum Schwanz voller Knoten [nodosum], der Bauch jedoch von gelber und goldener Farbe: am Vorderteil des Körpers war er mit zwei Gliedern in der Grösse etwa eines Fusses versehen; den hintern Teil des Körpers konnte er nicht richtig beobachten, aber er bemerkte ei-

1 Die Titel der Textproben stammen z.T. von der Redaktion.

2 Haupsächlich Cysat 1661 und, für unsere Gegend, Wagner 1680, S. 247, 251.

nen sehr langen, in vielfachen Windungen aufgerollten Schwanz. Dieser Drache erhob sich beim Anblick des Mannes in die Höhe und gab einen Laut wie von einer Gans von sich; durch dessen Behauchung wurde jener Mann von Kopfweh und Schwindel erfasst, seine Augen sind sehr angegriffen worden, und wenn er nicht auf der Stelle sein Heil in der Flucht gesucht hätte, wäre ihm nach seiner Überzeugung von der Bestie Gewalt geschehen. Darauf habe er augenärztliche Medikamente angewendet und so die frühere Sehschärfe wiedererlangt. Dies hat nach dem Bericht des betreffenden Mannes selbst, der immer noch lebt, dem dies zugestossen ist und dem man volles Vertrauen schenken muss, der ehrw[ürdige] H[err] Joh[ann] Denzler, V.D.M.[3] im Sennwald in der Freiherrschaft Hohensax, mitgeteilt. [. . .]»

Aus J. J. Scheuchzer, *Ouresiphoites Helveticus, sive Itinera per Helvetiae alpinas regiones*. 3. Teil. Leiden 1723, S. 378f., 391f. Übersetzung aus dem Lateinischen von O. Ackermann, Fontnas.

Johann Egerter und der Drache von der Alp Kamor. Kupferstich aus Scheuchzer 1723, S. 391.

Ulrich Bräker (1735–1798): Zustände in der Vogtei Werdenberg

Der schreibfreudige «Arme Mann im Tockenburg» hat sich in einem Kapitel seiner umfangreichen Tagebücher auch über das Werdenberg geäussert. Er zeigte sich äusserst betroffen von der im Vergleich zum Toggenburg grossen Armseligkeit, die er sich damit erklärt, dass Wohlstand nur in Freiheit zu gedeihen vermöge, die despotische Herrschaft dagegen zur Nachlässigkeit führe. Diese Aussagen des gescheiten, scharfen Beobachters werden von unseren Heimatkundlern gern angeführt als bedenkenswertes Zeugnis hiesiger Lebensumstände im ausgehenden Ancien régime, als die demütigende Niederwerfung des Aufstandes von 1721[4] durch Glarus im Volk noch nicht vergessen war.

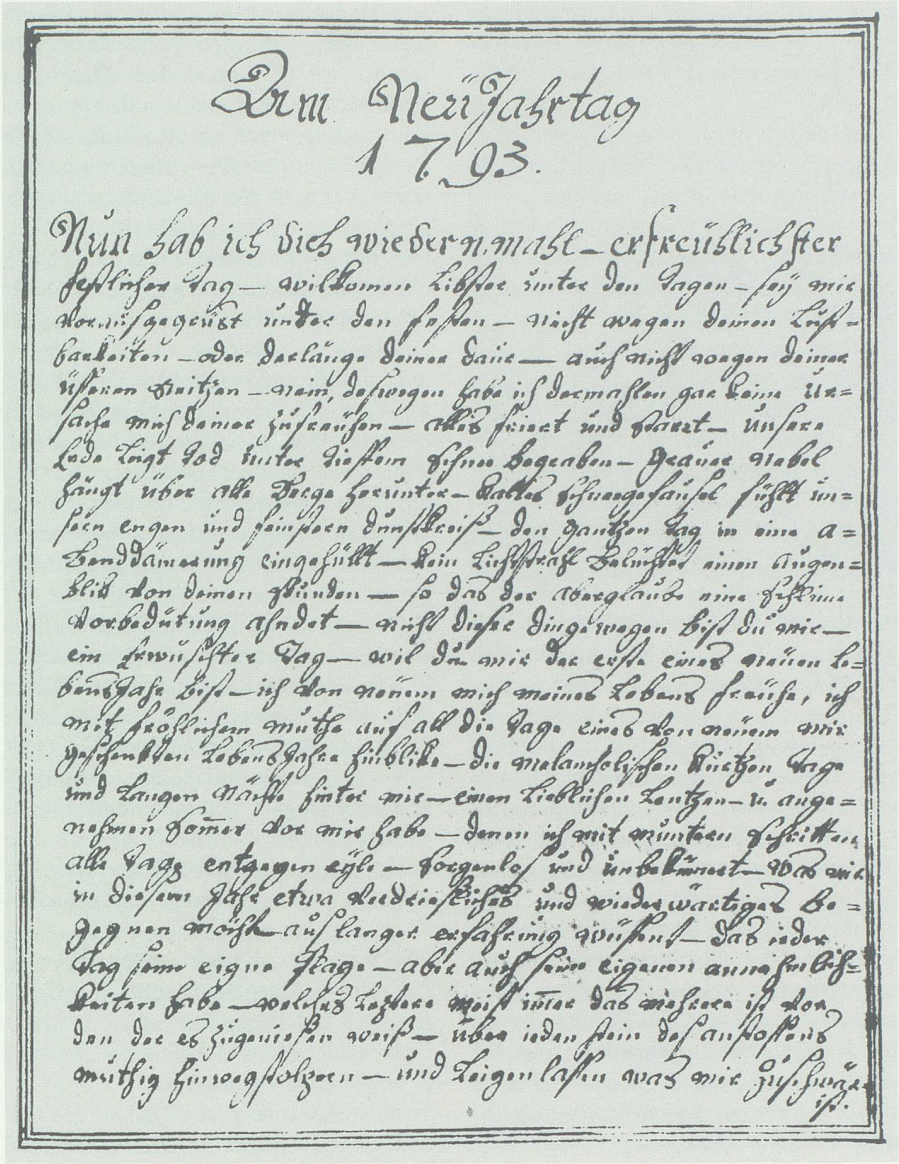
«[. . .] Nun das erste über Wildhaus auf Grabs und Werdenberg, mit einem lieben Freund, der mich gastfrei hielt. 's war aber Grabser Kirchweih und Jahrmarkt. Lange schon hätte gern diesen Weg gemacht, um auch die Grenze unseres Toggenburges von dieser Seite zu sehen und die jenseitigen Gegenden zu betrachten.

Samstag Nachmittag gingen wir noch 4½ Stunden bis Starkenbach zu übernachten, wurden aber noch tüchtig vom Regen eingeweicht. Am Sonntag bis Werdenberg und wieder zurück auf Schwarzenbach[5], über 8 Stunden hin und her, bei schmutzigstem Wetter durch die miserablesten Fusswege, über Töbler, sumpfige Wüsten und Wälder, wahrlich kein Plessier! Doch hatte Zeit genug, über diese und jene Gegenstände meine Betrachtungen zu machen. Das Wetter war wieder besser. Die liebe Sonne beschien die stolzen Alpen. Es war noch ein Freund bei uns, der alle Jahre den Grabser Markt besucht, also des Wegs kundig. Er führte uns aber einen Weg durch den blutlosen Wald[6], der nur vor gute Fussgänger zu gehen ist. Auf der andern Seite des ungeheuren Tobels gegen Gams zu ist der Weg besser.

Bey angenehmerer Witterung muss es sehr frapant sein, auf der obersten Höhe unseres bewohnten Toggenburgs eine herrliche Aussicht über den Rhein hinüber auf die dies- und jenseitigen Alpen und Bergketten. Nirgends hat die Natur die Grenzlinie von unserem Vaterland anschauender gezogen als von dieser Seite. Da sind gähe Berge, ungeheure Töbler, Wälder und Wüsteneyen, wo viel Holz verfault, sichere Grenzfestungen, Pässe, wo hundert Mann ganze Armeen zurückhalten und mit Steinen totwerfen könnten. –

Bey Grabs besuchten wir einen guten Freund und mussten in Werdenberg gar lange auf das Mittagessen warten.

Man sieht sehr wenig Menschen von Anstand und wenig Häuser, die von Wohlstand zeugen. Und doch ist die Gegend so fruchtbar und wie ein Paradies gegen unsere oberste Gemeind Wildhaus, wo man doch vielmehr Wohlstand antrifft. Was mag doch die Ursache sein? Sind die Leute zu träge, zu dumm? Oder rührt es von einer despotischen Regierung her? In der Tat dünkts mich, wahrgenommen zu haben, dass eben ein despotisches Sklavenjoch die Menschen dumm und träge mache, und je freyer ein Volk sei, desto tätiger sei es auch. Da sieht man alles gut imstande, alle Häuser nett und ordentlich ge-



Am Neujahrtag
1793.

Nun hab ich dich wiedermahl – erfreulichster festlicher Tag – willkommen liebster unter den Tagen – sey mir vorausgegrüst unter den Festen – nicht wegen deiner Lustbarkeiten – oder der Länge deiner Zeit – auch nicht wegen deiner ersten Freuden – nein, deswegen habe ich dermaßen gar keine Ursache mich deiner zu erfreuen – alles feiret und tanzet – unsere Lude liegt tod unter diesem schönen Begraben – Gramer Nebel hängt über alle Berge herunter – Rauher Schneegestöbel füllt unsere Engen und seinsten Durchreis – den ganzen Tag in eine Landdämmerung eingehüllt – kein Lichtstrahl erhellet einen Augenblick den deinen Blinden – so daß der Aberglaube eine schlimme Vorbedeutung findet – nicht diese Dinge wegen bist du mir – ein trauriger Tag – wie du mir der erste eines grauen Lebensjahr bist – ich den neuen mich meines Lebens freuen, ich mit fröhlichem Muthe auf all die Tage eines dem neuen mir geschenkten Lebensjahr blicke – die melancholischen Kurzen Tage und langen Nächte hinter mir – einen lieblichen Lenzen – u. angenehmen Sommer vor mir habe – denen ich mit muntern Schritten alle Tage entgegen eile – sorgenlos und unbekümmert – was mir in diesem Jahr etwa widerfahren und wieder wärtiges begegnen möchte – auf langer erfahrung weiß – daß jeder Tag seine eigene Plage – aber auch seine eigenen annehmlichkeiten habe – welches letztere meist unter das mehrere ist – denn der es zu genießen weiß – über jeden kleinen Verlust muthig hinwegschlupfen – und liegen lassen was mir zuschwer ist.

Titelblatt von Bräkers Tagebuch auf das Jahr 1793. Bild aus Holliger 1985.

baut, Gärten, Wiesen und Felder, alles wohl angebaut und gesäubert. Hingegen sieht man bey dem ersteren alles vernachlässigt, die Fenster zerlöchert oder mit Papier verklebt, Wiesen und Felder nachlässig gebaut und mit Unkraut bewachsen oder reissenden Waldbächen preisgegeben, mit Schutt und Steinen überführt. Die Zäune sind verfault oder gar keine, das Vieh nur an Pfähle angebunden, damit es nie genug essen kann wie sein Herr und sieht so schmutzig und mager aus wie die sieben mageren Kühe in Ägypten. Die Strassen liegen voll Schmutz und Mist durcheinander. Selbst die mehrsten Menschen mögen nicht einmal die Mühe nehmen, sich selbst, ihr Antlitz und Hände zu waschen und ihre Haare zu kämmen, wo sie von auswärtigen Landvögten gedrückt und gepflückt werden, sodass dieselben massleidig und verdrossen zu aller Arbeit werden.

Wie kommt es doch, dass freygeborne Schweizer, die doch selbst wüssen, wie lieb ihnen die Freyheit ist, dass solche ihre benachbarten Mitbrüder so despotisch beherrschen können, dass es keinem in den Sinn kommt, ihnen auch ein bisgen mehr Freyheit zu erteilen – wann eine freye Landsgemeind einen Landvogt erwählt, denselben zum voraus mit einer Auflage von Tausenden belegt, dass er gezwungen wird, diese wiederum von einem kleinen armen Häufgen Untertanen zu erpressen, sich samt einer Familie zu ernähren und wenn er geldsüchtig ist, sich noch zu bereichern. Was hilft doch einem freyen Landmann einen Gulden, den er oft am Tage der Landsgemeinde vertrinkt, ehe er nach Hause kommt, wann er dann das ganze Jahr hindurch denken muss, mein noch ärmerer Mitbruder muss diesen Gulden und noch etliche dazu wiederum von seiner Armut erpressen lassen.

O freygeborne Menschen, würdet ihr menschlicher denken! –

Unter solchen Gedanken und allerhand Gesprächen kamen wir nachts wieder auf unserer Nachtherberg Starchenbach an und freuten uns unserer Freyheiten. [. . .]»

Aus U. BRÄKER, *Tagebuch 1793, im September.* (Die neueste Forschung datiert die Werdenberger Reise Bräkers auf den 17./18. August 1793.) – In: S. VOELLMY (Hg.), *Leben und Schriften Ulrich Bräkers, des Armen Mannes im Tockenburg.* 2. Bd. *Umwelt und Tagebücher.* Birkhäuser Klassiker 40. Basel 1945, S. 265ff.

Johann Rudolf Steinmüller (1773–1835): Einige kurze Bemerkungen über die Lebensart, Kultur und Industrie dieses Volkes

Pfarrer Johann Rudolf Steinmüllers Beschreibung des Werdenbergs (s. Werdenberger Jahrbuch 1989, S. 57 ff.) will natürlich nicht der schöngeistigen Literatur zugerechnet werden. Wir zitieren dennoch daraus, weil es über unsere Heimat keine alten Reiseberichte gibt, die von solch genauer Beobachtung und eingehender Auseinandersetzung zeugen. Das Büchlein des Glarner Naturwissenschaftlers und Pädagogen vermittelt glaubhaft einen einzigartigen Einblick in die Lebensumstände unserer Vorfahren, wie sie sich zur Zeit der Helvetik darboten.

«Die Lebensart dieser Thalbewohner, und namentlich der Werdenberger und Warthauer, ist äußerst einfach und haushälterisch, und sticht wirklich in jeder Rücksicht gegen den grossen Luxus der Rheintaler sehr ab.

Die Kleidung der Baursleute beyderley Geschlechts besteht meistens aus selbst zubereitetem Stoffe, nämlich aus Leinwand

3 Verbi Divini Magister (oder Minister) = Lehrer (Diener) des göttlichen Wortes. Protestantischer Pfarranwärter.

4 Vgl. Thürer 1991, S. 73ff.

5 Sollte Starkenbach heissen.

6 Noch jetzt «Im Bluetlosen» genannt: Tobel südseits der heutigen Strasse Gams–Wildhaus, zwischen Tobelsäge und Sägenboden.

Johann Rudolf Steinmüller. Porträt aus W. Vogler, «Werdenberg um 1800». Buchs 1987.

und Metzen, und ihre Hauptnahrung verschaffen ihnen Erdapfel und Türkischkorn, die jeder unentgeldlich auf seinen Neugütern und Gärten im Ueberfluße anpflanzen kann. Ein Werdenberger Wirth sagte mir letzthin: 'haben wir genug Erdapfel und Türken in unsern Haushaltungen, so sind wir ausgemachte Herren!' – Treffen zu diesem noch Gerathjahre in Ansehung der Baumfrüchte ein, so bedient man sich zugleich des dürren und grünen Obstes und des Obstweins. – Jeder Bauer backt sein Brodt selbst; in Warthau und Sevelen besteht dasselbe aus Roggen- Türken- und Heidenkorn, bisweilen mischt man auch noch ein wenig Weizen darunter; in den übrigen Gemeinden, wo wenig Roggen und Weizen und gar kein Heidekorn gepflanzt wird, besteht dasselbe meistens aus Türkischkornmehl. Vermögliche Bauren und Wirthe backen jedesmahl, neben dem gewöhnlichen Hausbrodt, noch ein wenig Weizenbrodt, und vermischen den Teig bisweilen mit fein verschnittenen dürren Birnen.[7] – Aus dem Türkenmehl wird auch häufig eine Art Brey zubereitet. Von den sogenannten Heimschkühen erhält man des Sommers die Milch für die Haushaltungen, und von dem Vieh auf den Alpen, die das Jahr hindurch nöthigen Käse und Butter. – Neben dem ist das Land gar nicht stark bevölkert, und nach Verhältniß der unübersehbar großen Strecken wagerechter Allmenten, woran alle Gemeindsgenossen Antheil haben, könnte dasselbe eine zweyfach grössere Volksmenge ernähren. Alles Umstände, die, zweckmässig benutzt, den unbedingten Wohlstand eines Volkes ausnehmend begünstigen und befördern.

Aber, dessen ungeachtet vermißt man in diesen Gegenden den eigentlichen Baurenwohlstand im Allgemeinen; die Art, wie man die Äcker, Wiesen und Weinberge benutzt, ist in vielen Stücken sehr fehlerhaft; die Landwirthschaft steht hier noch auf der untersten Stuffe der Vollkommenheit; die zweckmäßigere Benutzung der Allmenten würde allen Classen namenlose Vortheile gewähren, und, gehörig benutzt, eine unerschöpfliche, bleibende, nie versiegende Quelle zur Errichtung und Unterstützung von Schul- und Armen-Anstalten werden; aber – wer hat dafür Sinn? – In unzählig vielen Haushaltungen herrscht daher, wer sollte es wohl vermuthen? – drückende Armuth und Dürftigkeit, und jede Gemeinde hat eine grössere oder kleinere Anzahl Bettler;[8] ein Fall, der vorzüglich gegenwärtig in Gams, Buchs und anderswo immer mehr eintrift, wo unzählig viele Hände, anstatt das Feld anzubauen, und Flachs und Hanf zu pflanzen und zu spinnen, sich mit dem Baumwollen Spinnen beschäftigten, das sie, bey den gegenwärtigen Handlungsverhältnissen, nicht mehr ernährt. – So sehr also diese Thalbewohner auf der einen Seite von der Natur begünstigt sind, eben so sehr fehlt es ihnen anderseits an Cultur und Betriebsamkeit, um davon den vortheilhaftesten Gebrauch zu machen.

Doch, kaum wird man sich mehr über all diese Erscheinungen wundern, wenn man einen Blick auf die ganze Erziehung dieses Volkes wirft. – Von der zartesten Kindheit an wird theils durch die rohe häusliche Verziehung (wenn ich so sagen darf), teils durch den öffentlichen Schulunterricht jeder Keim eigner Denkkraft erstickt, anstatt entwickelt. [. . .]»

Aus J. R. Steinmüller, *Beschreibung der schweizerischen Alpen- und Landwirthschaft nach den verschiedenen Abweichungen einzelner Kantone, nebst einer kurzen Anzeige der Merkwürdigkeiten dieser Alpen. Zweytes Bändchen, welches die Alpen- und Landwirthschaft des Kantons Appenzell und der St. Galler Bezirke Rheinthal, Sax und Werdenberg enthält.* Winterthur 1804. – In: W. Vogler (Hg.), *Werdenberg um 1800: Johann Rudolf Steinmüllers Beschreibung der werdenbergischen Land- und Alpwirtschaft.* Buchs 1987, S. 465ff.

Gustav Schwab (1792–1850): Die seltene Kur

Gustav Schwab gilt in der Literaturgeschichte hauptsächlich als trefflicher Bearbeiter der «Schönsten Sagen des klassischen Altertums» und der «Deutschen Volksbücher», während sein dichterisches Werk weniger bedeutend ist. In seinem Reisehandbuch «Der Bodensee» beschreibt er auch das Werdenberg aus geographischer, topographischer und vor allem historischer Sicht recht eingehend, ohne indessen die benutzten Quellen wie Ebel, von Arx, Vadian usw. mit neuen Erkenntnissen zu bereichern. Die Darstellung unserer Landschaft und Dörfer bleibt im Vergleich mit der Steinmüllerschen eher oberflächlich und liest sich denn auch ähnlich wie ein altes Lexikon. Im Anhang des Buches findet sich eine «Zugabe von Gedichten», worin auch die berühmteste Schwab-Ballade, «Der Reiter und der Bodensee», enthalten ist. Am gleichen Ort treffen wir auf die Wiedergabe der untenstehenden seltsamen Begebenheit aus dem Leben des Saxer Freiherrn Ulrich Philipp «mit dem Kropf» (1515–1585). Diese ist durchaus keine Erfindung Schwabs, in Gehalt und Form aber deutlich jenen alten Moritatensängern und Kalendermännern nachempfunden, die sich das merkwürdige Ereignis als «ergötzliche Historia» natürlich auch nicht hatten entgehen lassen.

«Ein Ritter ist der Herr von Sax,
Der reichste Mann am Rheine,
Er angelt in dem See den Lachs
Und jagt den Hirsch im Haine;
Er reitet an der eignen Saat
Vorüber meilenlang den Pfad,
Und preßt die wärmsten Weine.

Warum hat er mit Mühe doch
Ein Fräulein heimgeführet?
Ist nicht sein Wuchs so schlank und hoch,
Wie's einem Mann gebühret.
Die Wange braun, die Lippe warm,
Die Brust gewölbt und stark der Arm,
Wie's gern ein Mägdlein kühret?

An Leib und Seel ihm nichts gebricht,
Er wär ein stolzer Degen,
hätt er zuviel nur eines nicht.
Zu viel, das ist kein Segen.
Ach, an dem wohlgestalten Kopf
Des edlen Ritters hing ein Kropf,
der blieb wohl unterwegen!

Doch leider mit ihm wandelt er
Zu Hof und in die Städte,
Macht ihm die Liebesseufzer schwer,
Und steigt mit ihm zu Bette,

Er zieht ihn auf den Boden schier
Und drückt beim festlichen Turnier
Als Spange mehr und Kette.

Da kreuzten wohl die Fräulein sich,
So gut den Speer er führte,
Bis endlich eine, tugendlich
Und arm, ein Mitleid spürte.
Dem Ritter that es selber leid,
Als ihm den Hals die schöne Maid
Noch vor dem Mund berührte.

Er zieht mit ihr ins hohe Schloß
Im Forst auf Felsengrunde,
Dort zeiget ihr der Ehgenoß
Die Güter in der Runde;
Sie lebt in Freud und Überfluss,
Drum trägt sie gern den Überschuß
An ihres Herren Schlunde.

Und schöne Kinder lächeln ihr,
Dem Ritter gleich gestaltet,
Nur daß der Köpfe schmucke Zier
Auf schlanken Hälsen waltet,
Doch nimmt der Vater sie auf's Knie,
Den schweren Athem fürchten sie,
Dass er die Stirne faltet.

Ein solcher Kropf verträgt sich fast
Nicht mit der Vaterwürde,
Drum wird das Leben ihm zur Last,
Wie seines Halses Bürde;
Er athmet, wie er pflegte, tief,
Und zog, als ihn die Fehde rief,
Fern aus von Hof und Hürde.

Was soll ich länger Weib und Kind
Mit meinem Anblick plagen?
Drum in den wilden Kampf geschwind,
Sie mögen mich erschlagen!
Er spricht's, und aus dem dichten Wald
Bricht schon der Feinde Hinterhalt,
Eh es begann zu tagen.

Er ficht umringt von seinem Troß,
Er sieget wider Willen,
Der wilde Gegner schwenkt sein Roß,
Und möchte fliehn im Stillen:
Allein dem Freiherrn däucht's nicht gut,
Ihn dürstet nach dem eignen Blut,
Er will sein Loos erfüllen!

Darum erjagt er auf der Flucht
Den Führer in der Öde,
Steh! schreit er, und der Hiebe Wucht
Begleiten seine Rede;
Da hiess es ehrlich: nimm und gieb,
Nach manchem Wechselstoß und Hieb
Zu Boden fielen Beede.

Schloss Forstegg um 1750, nach Uhlinger. Bild aus Aebi 1983.

Von seinem Beigewicht Herr Sax,
Der Andre von dem Streiche,
Doch schwinget seinen Speer da stracks
Der wunde, todesbleiche:
Er traf den Freiherrn in den Hals,
Er freuet sich noch seines Falls,
Reckt sich und liegt als Leiche.

Und überströmt von seinem Blut
Lag auch der edle Ritter;
Leicht ist sein Athem und sein Muth,
Ihm dünkt der Tod nicht bitter,
Still grüßt er Weib und Kinder klein,
Er schläft zu sanftem Schlummer ein,
Wie nach der Erndt' ein Schnitter!

Doch wacht er wieder auf vom Schlaf
In eines Bauren Hütte,
Gebettet und gepfleget brav,
In seiner Knappen Mitte;
Gesund vom Fuss bis an den Kopf,
Nichts fehlt dem Ritter – als der Kropf,
Dank jenem Meisterschnitte!

O Zeichen, das an ihm geschehn,
Ihn hat der Feind kuriret!
Wie stattlich ist er anzusehn,
Wie ihn jetzt Alles zieret:
Das hohe Haupt, das braune Haar,
Das freie Kinn, das Schulternpaar,
Der Hals ganz schmal geschnüret!

So reitet er zum Felsenhaus
Das aus dem Walde blinket;
Zum Fenster schaut die Frau heraus,
Er grüßt, er nickt, er winket:
Sie sieht die herrliche Gestalt,
Die Brust von einem Seufzer wallt,
Ihr Blick zu Boden sinket.

'Ein Bot' ist's wohl von meinem Herrn,
Er bringt mir Siegeskunde!
Solch einen Boten schau ich gern!'
Denkt sie im Herzensgrunde.
O Wunderwonne! wer in Lust
Drückt stolz und schön sie an die Brust,
Hängt ihr verjüngt am Munde?[9]

Die Kinder strecken nach ihm aus,
Dem schönen Mann, die Hände,
Und Jubel hallt durch's ganze Haus,
Durchdröhnt die Felsenwände.
Sein Stamm, der blühet reich belaubt,
Hoch trug der edle Sax das Haupt,
Bis an sein selig Ende.»

Aus G. SCHWAB, *Der Bodensee nebst dem Rheintale von St. Luziensteig bis Rheinegg. Zweite Abtheilung*. Stuttgart 1840, Anhang S. 283ff.

7 Die Wirthe und vermöglichern Haushaltungen im Sennwald lassen alle Wochen einige Weißbrodte von Gaiß aus dem Appenzellerlande hinauftragen. [Anmerkung Steinmüllers.]

8 Vor einem Vierteljahre befanden sich nur in der Gemeinde Grabs über 50 Haushaltungen, die sich einzig vom Gassenbettel nährten, jede Haushaltung zu 8 bis 10 Personen gerechnet! – [Anmerkung Steinmüllers.]

9 Hier rückt Schwab freilich von der tragischen historischen Wahrheit ab. Die Gattin empfing Ulrich Philipp nach der Schlacht von Cerisole (1544) keineswegs freudig. Sie war ihm im Gegenteil unterdessen untreu geworden. Die nachfolgende Scheidung und neuerliche Verheiratung begründeten dann den tiefen Zwist zwischen dem katholischen und dem reformierten Zweig des Geschlechts, welcher in der Ermordung des Freiherrn Johann Philipp (1596) gipfelte.

Gottfried Keller (1819–1890): Der Codex Manesse gelangt in den Besitz der Herren von Sax-Forstegg

«Hadlaub», die erste von Gottfried Kellers «Züricher Novellen», handelt von einem kunstgelehrten Bauernsohn, der über dem Abschreiben der Manessischen Liederhandschrift selbst zum Dichter wird. In der daran anschliessenden Erzählung «Der Narr auf Manegg» findet diese Geschichte ihre Fortsetzung: Buz Falätscher, eine Art unehelicher Abkömmling aus dem Geschlecht des Liedersammlers Rüdiger von Manesse, haust als koboldartiger Sonderling auf der Manegg. Während eines in fasnächtlichem Übermut unternommenen Überfalls auf diese Burg kommt Falätscher ums Leben, während die wertvolle Handschrift von einem jungen Freiherrn von Sax aus dem brennenden Gebäude gerettet wird[10] und schliesslich in seinen Besitz gelangt.

Verwüstungen des Wildbachs Simmi, des trennenden und verbindenden Elements zwischen Gamsern und Grabsern. Bild von F. Müller, Buchs. Archiv Werdenberger Jahrbuch.

«[. . .] Jetzt drang jedoch der von Sax, der den Zug hauptsächlich des Buches wegen mitmachte, in das Innere, um das Kleinod zu retten. Ungeachtet der Gefahr verfolgte er den Narren, als der Bär [ein fasnächtlich Verkleideter] mit seinen Gesellen und mit angesengtem Pelze schon zurückwich, bis er jenen fassen konnte und fand, dass er glücklicherweise das Buch bewusstlos mit sich schleppte und krampfhaft umklammerte. Mit grosser Mühe brachte der muthige und gewandte junge Mann den Narren sammt dem Buche aus der brennenden Burg; ersteren freilich von Schreck oder Schwäche entseelt. [. . .]

Der von Sax aber eilte mit dem Buche, das er in seinen Mantel einschlug, der Schaar voraus und traf den Ital Manesse[11] noch auf der Rüdenstube, wo er als der letzte Gast hinter dem letzten Becher sass, blass und kalt, wie der Morgen, der in den Saal trat.

'Hier hast du das Buch!' rief Jener voll Freuden. Ital blätterte einige Augenblicke darin; es war wohl erhalten. Dann schloss er es und gab es dem Freunde.

'Nimm es', sagte er gelassen, 'und verwahre es auf deiner starken Veste Forsteck; es wird dort besser aufgehoben sein, als in meinen Händen!'

So kam das Buch in die Hände der Herren von Sax und blieb zweihundert Jahre auf Forsteck. Als aber 1615 die Züricher die Herrschaft Sax ankauften, war es wieder verschwunden. Von dem Felsen, auf dem die Forsteck im Rheinthale gestanden, ging die Sage, dass derselbe im Hochsommer und bei heller Witterung, wenn Reisende vorbeizögen, ein liebliches Tönen und Klingen hören lasse, als von vielen silbernen Glöcklein und Saitenspielen. Das Volk hielt es für Musik der kleinen Bergmännchen, der Naturforscher Scheuchzer dagegen für eine Folge der Tropfsteinbildung im Innern des Berges.[12] Wir aber wissen, dass es die guten Geister des Liederbuches waren, welche dort tönten und klangen, wie aus Dankbarkeit dafür, dass die letzte Frau von Hohensax sich von dem pfälzischen Kurfürsten und seinen Gelehrten das Buch nur ungern und nach langem Zögern hatte abdrängen lassen.»[13]

Aus G. KELLER, *Der Narr auf Manegg.* – In: G.KELLER, *Züricher Novellen.* Stuttgart 1878, S. 186ff.

Georg Baumberger (1855–1931): Das Werdenberger Territorium

Georg Baumberger, Redaktor bei der «Ostschweiz» und anderen Tageszeitungen, Reiseschriftsteller und Publizist, hat sein Werk «St. Galler Land – St. Galler Volk» im Auftrag der Regierung 1903 in einer umfangreichen Denkschrift zur Zentenarfeier des Kantons St. Gallen veröffentlicht. Dieser besondere Umstand veranlasst uns, aus dem Kapitel «Von Land und Leuten», gleichsam als Präsentation eines offiziellen Führers aus der Jahrhundertwende, den ganzen Abschnitt über das Werdenberg wiederzugeben.

«[. . .] Nach Lienz kommt Sennwald, zu dem politisch auch noch die Dörfchen Frümsen, Salez und Sax gehören.[14] Mit ihm sind wir auf Werdenberger Territorium. Das Landschaftsbild ist im ganzen jenes von Rüthi, nur in der Bergwelt von Furglen und Roslen, die sich gleich hinter dem Dörfchen auftürmen, noch eindrucksvoller. Womöglich noch steiler geht es durch Berggütlein, Wald und Alp hinauf, und oben sind senkrechte Felsenzinnen in bizarrsten Formen, wie Riesenburgen und Festungswälle von einem Geschlechte von Giganten auf die Bergeskämme gebaut, und dazwischen oft ein schmaler Felsensattel und im Sattel ein schlankes Felsentürmchen oder eine spitze Felsennadel. In den Wänden selber erscheinen drei kreisrunde Löcher, als ob ein Riesengeschütz den Berg glatt durchschossen hätte, so dass man zur Abendzeit ein Stücklein blauen Himmel vom Appenzellerland herausgucken sieht. Eines dieser Löcher soll der Teufel bei böser Laune in höchsteigener Person gemacht haben, indem er im Zorne darüber, den Eisenschädel eines Werdenberger Bäuerleins nicht herumgekriegt zu haben, und wieder einmal ein

dummer Teufel gewesen zu sein, die Stange von dessen Heufuhr mit solch teuflischem Grimm den Berg hinan warf, dass sie wie ein Pfeil den massigen Felsenkamm hindurchfuhr, was aber dem Bäuerlein die Freude darüber nicht verdarb, dem Teufel selber den Meister gezeigt zu haben. Man muss diese Partie im Morgensonnenglanze sehen, um sich ihres ganzen Gehaltes und ihrer Grösse bewusst zu werden.

Und jetzt ist es, als ob die Natur selber etwas pausieren wollte, in ihren machtvollen Formen zu arbeiten, und sich nach sanfteren Tönen gesehnt hätte. Sie hat diese unmittelbar neben den andern bei den etwas plegernden Gamser- und Grabserberg gefunden, von denen der erstere den Strassenübergang nach dem Toggenburg trägt. Das ist wieder der weichlinige Berg mit sanfter Steigung, mit Gütern, Matten und Obstbäumen, sowie recht stattlichen Bauernhäusern bis weit hinauf, der Berg, an welchem zum ersten Male wieder der Rebstock auftaucht. Zu dessen Füssen liegen die zwei ansehnlichen Dörfer Gams und Grabs, nahe und nächste Nachbarn, in ruhigen Zeiten etwas streitlustig miteinander, in Not und Gefahr aber Schulter an Schulter, wie brave Kameraden. Dass sie Gelegenheit haben, dies zu zeigen, dafür hat je und je die Simmi gesorgt, der böse Wildbach, der zwischen Grabserberg und Gamserberg heruntertollt und bei Hochgewitter ein brutaler Geselle ist, der kein Halten kennt und weite Flächen in Schlamm, Geröll und Gestein begräbt. Dann aber halten die Mannen von Grabs und von Gams zusammen und kämpfen gegen die wilde Naturgewalt so kühn und so stark, wie Helden in heisser Schlacht, ganze Tage und Nächte hindurch. Von der schmucken Gamserkirche, einem der Wahrzeichen im Werdenbergerland, bietet sich ein prächtiger Blick über das letztere, bis hinauf zur Wartauergegend. Schon bei Grabs kommt wieder eine Bergwelt in grossen Formen. Nacheinander türmen sich Margelkopf, Faulfirst und Alvier auf, die drei stolzen Hochwachten des Gaues, ungleich höher noch als Kasten, Furglen und Roslen.

Nach Grabs kommt Buchs. Wir lassen die Strasse im Stich und nehmen den Fussweg, der sich oben am Berge hinzieht, um einen Blick in die einfachen und heimeligen Bauernhäuslein zu tun und die Gütchen darum herum. Sie erscheinen oft wie stille Einsiedeleien, in denen die Scholle die Menschen noch enge und innig umfangen hält, wo Generation um Generation zwar auch wechselt wie anderwärts, die eine aber im ganzen so ist, wie die andere. Beim Schloss Werdenberg, dem brutalen, ungeschlachten Steinklotz mit einem Stierengrind und dem Gesicht des Alpdrückens für eine ganze Umgebung, das nur durch die Runzeln hohen Alters eine Milderung erfährt, steigen wir wieder abwärts zum einstigen Städtchen Werdenberg. Und was für ein Städtchen! Ein drolligeres hat die ganze Schweiz nicht. Die zwei Dutzend Häuschen sind zum Teil eine originelle Mischung von Bürgerhaus, Bauernhaus und Alphütte dazu, ein Gemengsel von allen möglichen Stimmungen, ein und das andere Gebäude mit dem Anstrich eines einstigen Kleinstädtchens, einzelne sogar mit einem magistralen Zuge, andere aber wieder so, dass man sich nicht wunderte, wenn ein munteres Kühlein zum Fenster hinausschaute, statt des Strubelkopfes seines Besitzers. Und wenn man diese Handvoll Häuser und Häuschen als einstiges Städtchen sich denkt, glaubt man auch schon eine neckische Ziege zu sehen, die meckernd in die Ratsstube sich verirrt und frech an den Protokollen frisst, in denen die Taten der Weisen dieser Stadt eingezeichnet sind. Man sieht weiter unten am Rhein und im Werdenberg oft barhäuptige Bauern mit Heuhalmen im Haar. Im einstigen Städtchen Werdenberg haben nicht bloss die Bauern solche, sondern die Häuser auch und nicht bloss im Haar, sondern am ganzen Leib. Das Städtchen ist schon längst ein Teil des grossen Dorfes oder richtiger des Fleckens Buchs geworden, dessen Vorort es ist.[15]

Buchs wird immer mehr zu einem internationalen Übergangspunkte, ohne dass zwar die Buchser Gefahr laufen, ihre Eigenart zu verlieren, die so fest gesteint ist, dass ein ganzer Weltstrom sie nicht weggeschwemmt. Buchs wird zu einem jener Orte, an denen zwei grosse Zonen sich scheiteln. Wer mit dem Courierzuge von Budapest oder Pola in Buchs anlangt, dem ist es, als trete er durch ein unsichtbares Durchgangstor aus der Welt des Ostens in die Welt des Westens, die beide so grundverschieden sind, und wer von Paris her in Buchs anlangt, dem ist zu Mute, als habe er das Eingangstor zum Osten erreicht. Irgendwo an der russisch-asiatischen Grenze soll ein einsamer Riesen-Obelisk stehen, der auf der Ostseite nur das Wort Asia und auf der Westseite das andere Europa trägt. Die zwei inhaltreichen Worte machen die Steinnadel zu einem grössten Denkmal. Buchs ist ein Meilenstein zu einem solchen.

Von Buchs führt der Weg zum stillen Dörflein Sevelen am Fusse des Sanct Ulrichsberg und weiter nach Wartau, wo es ins Oberland hinübergeht. Der Weg sei jedoch auch hier anders genommen. Wenn bei Kobelwald und Kobelwies der Berg eine Welt von Zwergberglein und Zwergtälchen auf seinen Knieen schaukelt, tut er es bei Buchs und Sevelen auf seinen Füssen. Wir folgen dem einsamen Pfade, der sich zwischen dieser Kleinwelt und dem eigentlichen Berg durchschlängelt, und finden Miniatur an Miniatur, hier eine Waldschlucht ins kleine übersetzt, dort ein Weidentälchen ins noch kleinere und wieder Mulden mit einem einzigen, kleinen Gütchen, das sich wie ein Nestlein ansieht. Hin und wieder wird die Kette der Vorhügel unterbrochen, und es eröffnet sich für einige Augenblicke ein malerischer Ausblick auf die Talsohle einige 80 Meter tiefer. Und trotzdem man diese so nahe hat, als könnte man greifen nach ihr, erscheint sie als eine ganz fremde Welt derjenigen gegenüber, auf der man jetzt wandelt. Aber gleich schiebt sich wieder eine Hügelstruktion vor, die nicht davon lassen kann, in den Formen ein wenig Hochberg zu spielen – gleich wie kleine Knaben Soldaten spielen – so bizarr sind oft die Spitzen und die Abstürze. Und jetzt

10 Dieser hatte das Buch kurz zuvor erstmals zu Gesicht bekommen: «[. . .] Ein junger Freiherr von Sax fand [darin] sogar zwei seiner Ahnen, den Bruder Eberhard und den Heinrich von Sax [vgl. den Beitrag von C. Brinker in diesem Buch], und gerührt las er deren Gedichte, welche in seinem Hause längst verschwunden und verschollen waren.»

11 Der Ururenkel des Liedersammlers Rüdiger von Manesse.

12 Diese Sage ist unter den Titeln *Der Sodbrunnen* (in Lienert 1914) oder *Die Zwerge von Forsteck* (in Kuoni 1803) bekannt. Bei Kuoni (*Das Bergklingeln*) ist Scheuchzers Ansicht wörtlich zitiert.

13 Die Wege und Umwege des Codex Manesse von Zürich nach Heidelberg sind nicht leicht nachzuzeichnen. Nach der neuesten Forschung hat ihn Johann Philipp von Hohensax vermutlich in den Niederlanden erworben. Die Ansicht, dass ihn dessen Witwe Adriana Franziska dem Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz als dem früheren Besitzer zurückgeben musste, ist heute widerlegt. Nach Heidelberg kam das Werk ebenfalls durch Kauf, blieb danach aber keineswegs ununterbrochen dort. In den Wirren des Pfälzer Erbfolgekriegs wurde es gestohlen und daraufhin in der Pariser Nationalbibliothek aufbewahrt. Erst 1888 gelangte es durch ein Tauschgeschäft wieder nach Heidelberg.

14 Haag mit seinen damals etwa 150 Einwohnern ist vergessen worden.

15 Was nur sehr bedingt stimmt, da Werdenberg politisch und kirchlich zu Grabs gehört.

zieht der Berg auf einmal diese kleine Welt auch hier auf seine Kniee hinauf und hat als eine Art Sperrforts ihr talwärts die Höhen mit der stolzen Ruine von Schloss Gretschins (Wartau) vorangestellt. Die Menschen haben in die Wiesenmuscheln hinein heimelige Dörflein gebaut, eines fast heimeliger als das andere, Oberschan, Gretschins, Malans und Fontnas, die mit Azmoos, Weite und Trübbach in der Ebene die politische Gemeinde Wartau bilden.

Von Trübbach weg kommen wir am Schollberg, einem Vorberg, vorbei, dem der Volksmund zwar noch einen andern, sehr derben, für seine Form jedoch ungemein bezeichnenden Namen[16] gibt, ins Oberland, das Sarganserland. Man hat früher oft gesagt, am Schollberg höre der Kanton St. Gallen auf. [. . .]»

Aus G. BAUMBERGER, *St. Galler Land – St. Galler Volk*. – In: G. BAUMBERGER u. a., *Der Kanton St. Gallen 1803–1903. Denkschrift zur Feier seines hundertjährigen Bestandes*. St. Gallen 1903, S. 536ff.

Nach dem Brand von Gretschins. Bild im Besitz von Hansjakob Gabathuler, Buchs.

Hedwig Zogg-Göldi (1882–1972): Der Brand von Gretschins

Obwohl ihr Rudolf Hägni Gotthelfsche Qualitäten nachgerühmt hat, ist Hedwig Zogg-Göldis schriftstellerisches Werk nach einer Blütezeit von wenigen Jahrzehnten längst wieder in Vergessenheit geraten. Die in St. Gallen aufgewachsene (und dort auch verstorbene) Dichterin, die 1914 durch Heirat das Wartauer Bürgerrecht erlangte, arbeitete als Lehrerin in Weite, Feldmeilen und St. Gallen. Neben Kinderreimen («Wemmer bi de Puuren isch . . . »), die sie vorwiegend in Zeitschriften veröffentlicht hat, besteht ihr dichterischer Nachlass aus einigen Erzählungen und Jugendromanen im Stile Johanna Spyris und Elisabeth Müllers, darunter das zweibändige Werk über «Die Geschwister Wartburger». Diese umfangreiche Dorfgeschichte, angelegt als ländlich-sittliches Lehrstück für Kinder, ist eine eigentliche Liebeserklärung an die Gemeinde Wartau. Gestützt auf eine erstaunliche Beobachtungs- und Auffassungsgabe, aber auch auf eigene Erlebnisse, beschrieb Hedwig Zogg darin Land und Leute dermassen echt und exakt, dass alte Wartauer das Buch noch heute sichtlich ergriffen erwähnen und zahlreichen, teilweise verschlüsselten Passagen Inhalte zu entnehmen vermögen, die Aussenstehenden verborgen bleiben. In unserem Beispiel erzählt sie vom Grossbrand am Altjahrabend 1930 im Dörfchen Gretschins, das (nach einem Flurnamen jener Gegend) Vilnas genannt wird.

Hedwig Zogg-Göldi. Bild im Besitz von Hansjakob Gabathuler, Buchs.

«[. . .] In einer Nacht aber brach grosses Unglück über das Vilnaser Dörfchen herein. Trotzdem es mitten im Winter war, raste der Föhn manchen Tag von Süden her. Ein unbewachtes Fünklein wurde zum Feuer und fand an den alten Häusern und Scheunen gute Nahrung. Mitten im Dorf war das Feuer ausgebrochen und verheerte alles, was in der Richtung des Windes stand, weil dieser die Funken von einem Dachfirst zum andern trug. Die übrigen Häuser, welche sich weiter oben und weiter unten befanden, blieben verschont, der Sonnenbühl, das Pfarrhaus und Mengas Häuslein auch. Hart neben der Kirche hatte das Feuer gerast, die grosse Linde war auf der einen Seite versengt.

Vom Sonnenbühl konnte man mitten ins grausige Schauspiel schauen. Der Vater und die Buben waren den unglücklichen Dorfgenossen zu Hilfe gesprungen. In abgerissenen Klängen läuteten die Glocken Sturm und riefen ins Tal um Beistand in der Not. Doch das Feuer trotzte der Wasserflut. Es erlosch erst, als es am Ende des Dörfchens für seine zerstörende Macht kein Opfer mehr fand. Der grauende Morgen schaute auf die Verwüstung hernieder. Hätte der Wind eine andere Richtung genommen, wären wohl noch mehr Leute obdachlos geworden. Die, welche verschont geblieben, konnten ihr Glück kaum fassen. Wie wenig hätte gefehlt, und sie wären so arm gewesen, wie die andern. Liebevoll nahmen sie die Unglücklichen auf. Diese jammerten und weinten. Sie hatten nichts als ihr nacktes Leben gerettet.

Margretli hatte ihre Freundin, das Burgeli, mit ihren Angehörigen von ihrer brennen-

den Wohnstätte weggeführt. Es suchte sie zu trösten. Doch was bedeuteten Worte bei solcher Traurigkeit? Es brachte sie zur Mutter heim, und hier erwiesen sie ihnen lauter Liebe und Güte. Das tat ihnen wohl. Sie blieben monatelang dort, bis ihr Haus wieder neu aufgebaut war. Das Burgeli wurde nach und nach wieder fröhlich wie früher. Alle gewannen es herzlich lieb, besonders aber der Uli. Ihm musste es versprechen, später wieder auf den Sonnenbühl zu kommen und dann bei ihm zu bleiben, für immer.
Im Dörflein baute man einige schmucke neue Häuschen an Stelle der alten. Aber wenn sich ihre Bewohner auch daran freuten, so vermissten sie doch viele Dinge, die ihnen lieb gewesen und die ihnen nicht ersetzt werden konnten. – [. . .]»

Aus H. ZOGG-GÖLDI, *(Die Geschwister Wartburger)/Die Wartburger und ihre Freunde.* Frauenfeld (1931)/1933, S. 267f.

Hermann Hiltbrunner (1893–1961): Auf der Buchser Rheinbrücke

Hiltbrunner hat ein sehr umfangreiches schriftstellerisches Werk hinterlassen, aus dem heute noch – wie hier – gerne jene Passagen hervorgehoben werden, wo er sich als im Detail bewanderter Schilderer von Lebensräumen ausdrückt oder sie in Gedichten besingt. Die eigentlichen Erfolgserzählungen des Trägers des grossen Literaturpreises der Stadt Zürich hingegen haben ihren einst beträchtlichen Bekanntheitsgrad weitgehend verloren (etwa «Der schweizerische Robinson auf Spitzbergen», 1926). Hiltbrunner, der bis 1917 Volksschullehrer war, hat sich in etlichen seiner Arbeiten ausdrücklich an die Jugend gerichtet. Der schulmeisterliche Tonfall ist auch im nachstehenden Aufsatz nicht zu überhören.

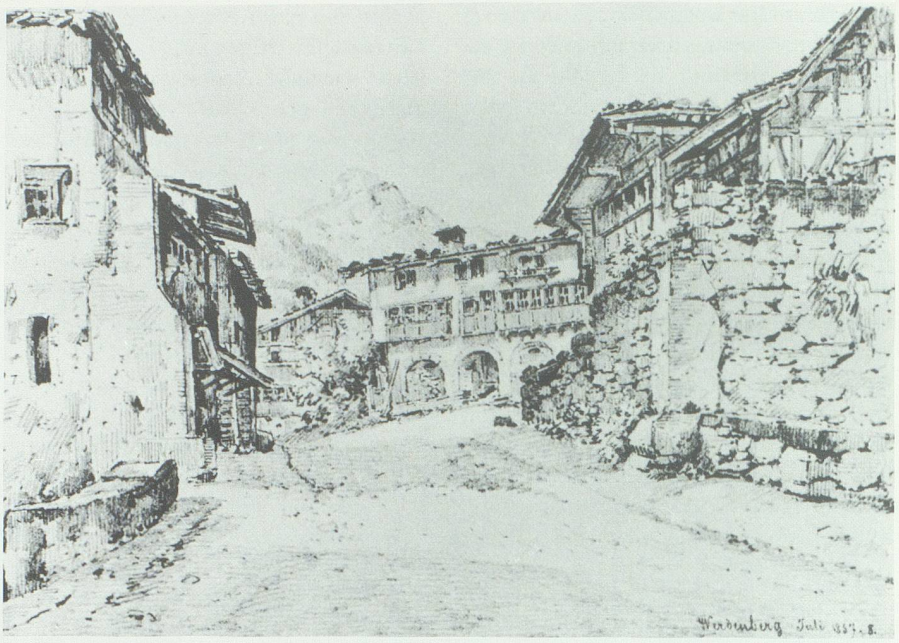
«[. . .] Was uns hier am ersten auffällt, und was den meisten neu sein wird, ist dieses, dass der Rhein zwischen hohen Dämmen fliesst. Er ist, wie viele Ströme dieser Welt, die grosse Ebenen durchfliessen, ein Dammfluss, ein Fluss also zwischen künstlichen Ufern. Auch wenn wir die Künstlichkeit der Dämme beim Beschreiten der Brücke übersehen hätten – hier, mitten auf der Brücke, muss uns in die Augen springen, dass die Dämme von Menschenhand gebaut worden sind. Wie mit dem Lineal gezogen liegen sie da, gleichlaufend, gleichen Abstand wahrend: vollkommene Parallelen, die in der Ferne sich zu berühren scheinen. Die Natur aber, das haben wir längst entdeckt, liebt das Schnurgerade nicht; die Gerade entspricht ihr nicht.
Einige unter euch sehen zwar nicht nach den Dämmen, sondern hinab ins Wasser. Ich weiss, was euch ablenkt. Das Rheinwasser bringt Eis daher, keine Schollen, keine festen Platten, wie etwa bei Tauwetter und grossem Eisgang, sondern schwammig-schaumige Massen. Das ist Grundeis. Es bildet sich bei grosser Kälte an untiefen und mässig stark fliessenden Stellen in jedem Fluss. Es wächst am Grunde des Flussbettes, wo es als grauer Schwamm dessen Steine umkleidet; es wächst von unten nach oben, umgekehrt also als das gewöhnliche Oberflächeneis, und wenn das Gewächs aus dem Wasser zu tauchen beginnt, so kann es von der Strömung losgerissen und abgetrieben werden – so wie jetzt hier im Rhein, der nun eine Art Treibeis führt, das er bald da, bald dort liegen lassen und vor Hindernissen zu einer Barriere zusammenstossen wird. Taucht solches Eis aus dem Wasser auf, so ist es weiss wie Schnee und schaumig anzusehen . . . Doch ist es just nicht dies, was ich euch erklären möchte. Aber da wir unsere Augen gerade im Strombett spazieren führen: seht, wie mager der Rhein einherfliesst – ein Bächlein zwischen den mächtigen Dämmen, deren Kronen 260 Meter voneinander abstehen![17] Wassermenge und Bettbreite scheinen in gar keinem vernünftigen Verhältnis zu stehen. Was hat dies zu bedeuten?
Es bedeutet, dass der Rhein augenblicklich sein Mindestmass an Wasser führt. Es mögen in einer Sekunde etwa 30 Kubikmeter unter der Brücke durchfliessen. Dies entspricht dem Januar-Tiefstand des jungen Stroms, seiner Winterebbe, seinem Niederwasser, dessen Tiefe durchschnittlich 80 Zentimeter betragen wird.
Wenn ich Niederwasser sage, so denke ich gleichzeitig an Hochwasser. Die Ingenieure, die diese Dämme gebaut haben – auch sie haben an Hochwasser gedacht. Der Abstand und die Stärke der Dämme sind auf äusserste Hochwasserfluten berechnet. Hätten wir jetzt Frühling und Schneeschmelze, oder lägen mehrere Tage Regen hinter uns, dann würdet ihr den Rhein kaum wiedererkennen; dann würde er das 90, schlimmstenfalls sogar das 100fache der jetzigen Wassermenge einherwälzen. Schmutzigbraun und brausend würden die Wasser unter uns durchschiessen, und wir würden mit einem Male einsehen, dass die Dämme keineswegs zu hoch sind und ihr Abstand nicht um einen einzigen Meter geringer sein dürfte. Als am 27. September 1927, nach einer mehrtägigen Herbstregenflut, sich nahezu 3000 Kubikmeter Wasser in der Sekunde durch das Hochwasserbett bewegten, fehlten hier nur noch 40 Zentimeter vom Wasserspiegel bis zu den Dammkronen. Schaut über diese Dammkronen weg nach Buchs hinüber, dann bemerkt ihr, dass eure Sehlinie gerade auf die Hausgiebel der Ortschaft fällt – auf die Giebel, nicht auf die Fundamente! Das heisst also, dass das Wasser höher steht, als die Häuser. Darin aber liegt etwas Unheimliches. Wasser unter uns – was kann es uns anhaben? Wasser über uns bedeutet Gefahr. [. . .]
Aber, so fragen wir uns, ist der Rhein nun wirklich nichts als eine Drohung, nichts anderes als eine Last, eine Arbeits- und Steuerlast? Wir wollen nicht murren, dass er keine Elektrizitätswerke zu treiben vermag – hiezu fehlt ihm das nötige Gefälle – und dass er weder Schiffahrt noch Flösserei mehr zulässt, wie vor der Korrektion. Wir wollen mit den Rheintalern zufrieden sein, dass er trotz allem vielen Bewohnern Arbeit und Brot gebracht hat, und dass er sein Tal niemals verdursten lässt. Und schliesslich ist es eben doch der Rhein und niemand anders, der diese weite, nunmehr fruchtbare Ebene geschaffen hat. Denn der ganze Talboden ist nichts als Aufschüttung, nichts als flachgelegtes Gebirge.
Und noch etwas: Ist dieser ganze Bau, dieses ganze ungeheure Korrektionswerk nicht ein Werk des Friedens, ein Werk der friedlichen Zusammenarbeit dreier Länder? In einer Zeit, die so vieles in Trümmer legt, wollen wir dieses Friedens- und Aufbauwerk hoch in Ehren halten. Und weiter: ist dieses ganze Werk nicht ein eigentliches Kunstwerk, ist es nicht schön, hundertmal schön? Wir stehen hier und bewundern diese Linien, diese Geraden, die dem topfebenen Talboden so wohl anstehen. Wir können auf den sechs Meter brei-

16 Der Übername, den Baumberger nicht nennen mag, ist «Fütläpaggä»(= Gesässbacken). Er ist heute noch geläufig für die Ansicht des Schollbergs von Süden her.

17 Diese Angabe stimmt für Buchs nicht. Hier beträgt der Abstand zwischen den Hochwuhren ca. 120 Meter. Die 260 Meter treffen zu für die Hochwasserdämme von der Illmündung bis zum Bodensee. (Vgl. H. REIFF, *Die Rheinkorrektion im Bezirk Werdenberg.* – In: *Werdenberger Jahrbuch 1990.* Buchs 1990, S. 88f.)

ten Dammkronen spazieren, auf der einen Seite den Rhein mit seiner Steinwüste, auf der andern den lieblichen Auenwald, der den ganzen Rheinkanal begleitet und der den Vögeln ein wahres Paradies bedeutet. Habt ihr bemerkt, dass dieser Auenwald ein ganz anderes Wesen offenbart, als unser Mittelland- oder Bergwald? Er ist nicht dicht, er enthält wenig Nadelhölzer, besteht grösstenteils aus wasserliebenden Pappeln, Eschen, Erlen und vielen Weidenarten. Er ist mehr ein Buschwald mit eingestreuten Hochstämmen, ein lockeres Gehölz mit viel Licht und viel Leben. Fragt einmal die Buchser Buben, wo sie ihre Spielplätze haben! [. . .]»

Aus H. HILTBRUNNER, *Der Rhein*. – In: H. WÄLTI (Hg.), *Die Schweiz in Lebensbildern*. Bd. VII *St. Gallen, Appenzell A.-Rh., Appenzell I.-Rh.* Aarau 1939, S. 170ff.



Das Werdenberger Vorderstädtli mit dem Montaschinerhaus in der Bildmitte. Bleistiftzeichnung von J. J. Rietmann aus dem Jahre 1857. Kunstmuseum St. Gallen.

August Steinmann (1883–1966): Verhängnisvolles Brauchtum

August Steinmann, der beliebte und vielgelesene Feuilletonredaktor am «St. Galler Tagblatt», hat seine Primarschulzeit in Buchs verbracht. Die Werdenberger Jahre haben ihn für sein ganzes Leben durch und durch geprägt, das Werdenberg blieb ihm die «Heimat des Herzens». In seinem Roman «Die Montaschiner» hat er ein eindrückliches Geständnis seiner Liebe zu diesem Land und seiner Bevölkerung abgelegt. Mag uns die Geschichte heute vom Gehalt her auch rührselig und allzu romantisierend erscheinen, so birgt sie doch lesenswerte Sequenzen, etwa dort, wo der Autor sein Wissen über alte Gepflogenheiten in die Handlung einflicht.

Der Holzer Hans Cafaver und seine Braut Seline Lechtaler haben eine «Hochzeit zu dritt» vor sich. Ihr Gang zum Pfarrhaus entwickelt sich zu einem schlimmen Spiessrutenlaufen, da einige Burschen aus dem Dorf den hierorts verwurzelten Hochzeitsbräuchen des Zoll-Einziehens und Überreichens des Jungfernkranzes einen hässlichen Ausdruck verleihen.

«[. . .] Draussen bei der Brücke, der das Paar entgegen ging, hatten sich im Gehölz vier Burschen eingefunden. Sie hatten sich ins dichte Gebüsch gedrückt und schwärzten mit Russ die Stirnen. Einer fragte den andern: 'Bin ich schwarz genug?' Und sie schauten sich an und kniffen prüfend die Augen.

'Bind einmal das Tuch um', sprach der erste zum zweiten. Dieser zog ein grosses rotes Nastuch aus dem Sacke und band es vor das Gesicht, dass nur noch die grauen Augen frei blieben, und schlang hinten einen Knoten. Und die andern grinsten: 'Niemand kann wissen, wer du bist.' Der vierte half dem ersten bei der Vermummung; dieser verbarg sich hinter einem schwarzen Tuch. Er zog sich eine Zipfelkappe über und sah aus wie ein Mann der Feme. Der letzte hing sich einen langen struppigen Bart aus Flachs um und drückte den Hut tief ins Gesicht. Zwischen Hut und Stirne schob er dünnes, gelbes Gras, das er unter einem Erlenbusche hervorgerissen hatte. Die Halme umgaben starr und borstig Stirn und Schläfe.

So kauerten sie am Boden und spähten zu dem Rietwege hinüber, auf dem langsam das Brautpaar nahte. Dann krochen sie zu der Brücke hin. Der mit dem roten Tuche zog einen Sack voll Stroh mit sich. Liegend rissen sie das Stroh heraus und streuten es auf die Brücke; hernach verschwanden sie unter dem Bogen; schmale trockene Bordstreifen boten ihnen Stand. [. . .]

Das Hochzeitspaar näherte sich langsam der Landstrasse.

'Es ist mir so bange zumute, Hans. Ich kann kaum atmen', seufzte das Mädchen.

'Halt mich recht fest', tröstete der Taglöhner die Blasse.

Seline klammerte sich an den Bräutigam.

'Wenn wir nur schon in der Hintergasse wären! Jetzt müssen wir ein Stück weit auf der Landstrasse gehen. Wenn uns Leute begegnen, musst du dich meiner schämen.'

'Ich würde mit dir durchs offene Dorf gehen', antwortete Hans Cafaver; 'vor dem Herrgott sind wir ein Paar und was die Leute sagen, ist zu ertragen. Sie geben uns weder Brot noch Milch.'

Von ferne her vernahm das Paar das Rollen eines Wagens; das war der einzige Laut weit und breit. Aber wie die beiden nur noch einige Schritte von der Brücke weg waren, kam aus der Nähe ein dumpfes Murmeln und Brummen.

Hans wandte sich nach allen Seiten. Er blickte zum Gehölz zur Rechten und Linken des Weges, er schaute rückwärts – alles war leer.

'Was hörst du, Hans?' fragte Seline.

'Ich weiss nicht, was das ist', antwortete der Bursche.

In diesem Augenblick sprang die Maske mit dem falschen Barte unter der Brücke hervor und stellte sich mit ausgebreiteten Armen mitten auf die Strasse.

'Zoll!' schrie der Bärtige mit verstellter Stimme; 'Zoll für drei!' Und unter dem dunkeln Bogen hervor kam es dumpf und eintönig: 'Wir müssen die Brücke stützen! Wir müssen die Brücke stützen! Ho, hoi –, Brücke stützen!'

Die Vermummten streckten die Köpfe hervor, hoben die Ellbogen und wuchsen, teuflische Karyatiden, zum Gewölbe hinauf.

Einen Augenblick stand Cafaver dem Bärtigen starr gegenüber. Er hatte Seline fest an sich gepresst.
'Zoll für drei!' wiederholte der Maskierte. Da fuhr Cafaver auf wie ein Stier, der vor dem roten Tuche scheut, und schrie:
'Geh' mir aus dem Weg oder ich schlag dich kaputt!' Und er stemmte die Achseln vor, bereit zum Sprunge auf den Feind. Aber die schwere Last in seinen Armen hielt ihn zurück. Seline sah mit angststarren Augen die vermummten Gestalten über das Bachbord auf die Brücke springen, sah, wie sie, hüpfenden Teufeln gleich, Stroh ausstreuten, vernahm noch den Schimpf und Spott: 'Zoll für drei und Stroh für eine!' Ein Kränzlein aus dürrem Streuegras schwirrte durch die Luft und traf die Schwangere auf die Brust. Jetzt kreischte die junge Lechtalerin grell auf; dann brach sie zusammen. Ihr Fall war schwer und riss den Bräutigam in die Knie. In diesem Augenblick stoben die Burschen auseinander. [. . .]»
Die Rettung kam in Gestalt Mathias Montaschiners und seiner Schwester, die das unglückliche Paar aus der schrecklichen Lage befreiten und im Fuhrwerk zum Städtli mitnahmen.

Aus A. STEINMANN, *Die Montaschiner.* St. Gallen 1939, S. 145ff.

Ernst Otto Marti (1902–1979): Werdenberger Land und Leute

Marti, Verfasser zahlreicher Heimatromane und Gedichte, lebte über zwanzig Jahre lang als Primarlehrer in Marbach. Als rede- und schreibgewandter Kenner des St. Galler Rheintals war er während der Kriegsjahre am Schweizer Radio gleichsam als Repräsentant der Talschaft zu hören. Mit feinem Gespür wusste er zu betonen, dass weder das Rheintal als geographisch einhäusiger Landstrich bezeichnet werden kann noch seine Bewohner vom Bodensee bis zum Schollberg einfach in den gleichen Topf geworfen werden dürfen.

«[. . .] Da ist einmal das Werdenberg mit seinen schroffen Bergabhängen, an denen Lawinen, Steinschläge und Sturzwasser im Wandel der Jahreszeiten gar nichts Ausserordentliches sind. Das Werdenberg birgt etwas ergreifend Herbes; am liebsten möchte ich es eine Vorhalle zu den Schönheiten des Oberlandes bezeichnen; aber das wäre unangebracht; denn es braucht diese Unterordnung nicht. Der Rhein ist noch nah, seine Bedrohung wirklich und furchtbar, das wissen sowohl die Buchser und Sennwalder als auch die befreundeten Liechtensteiner aus allernächster Erinnerung. Auch der Föhn, dieser werbend warme und wilde Fallwind, Bringer des Frühlings, Vollbringer und letzter Reifer der Jahresernte, singt hier oben noch ein ganz anderes Lied, wenn er auch weiter unten noch über genügend Kraft verfügt, Bäume zu entwurzeln, Häuser abzudecken und den Bodensee machtvoll aufzuwühlen zu giftgrün brandendem Gewell. Aber schliesslich ist auch nicht der Föhn das Entscheidende, obwohl er grossen Anteil hat an der Bildung des Landschaftsbildes und des Stimmungsgehaltes. Dass man sich hier zwischen hohen Bergen befindet, deren Runsen und Schluchten alle in den ebenen Talboden ausmünden, und dass man aus der Ebene sogleich streng nach den bis weit hinauf besiedelten und bewohnten Halden des Grabser- und Gamserberges steigen muss, das erklärt noch nicht alles. Wesentlich dünkt mich die Kerbe zwischen Alpstein und Churfirsten, wo es hinüber geht ins waldfrische Toggenburg, der Pass von Wildhaus, der dem Tal mitunter noch lange den Abendglanz der Sonne schenkt, wenn die Dörfer am Bergfuss, Buchs, Grabs, Gams, Sax, Frümsen und Sennwald, schon lange in Schatten und Dämmerung liegen. Etwas Ähnliches wiederholt sich im Rheintal bei Altstätten, aber bereits nicht mehr so entschieden wie hier oben.
Es ist Zeit, von den Menschen zu reden. Von allen, die hier an der Landesgrenze wohnen, den Talleuten und Bergleuten, den Dörflern und Gebirglern, städtisch und bäuerisch Gewandeten. Wenn man gerecht sein will, wenn man in alle Herzenswinkel des Rheintaler Völkleins hineinzünden will, auch von den schier calvinisch strengen Mitgliedern zahlreicher Sekten und Gemeinschaften, den bergbachfrischen Sennen und Sängern, den so ganz international gewandten Bahnbeamten und Zollwächtern von Buchs, den kleinen Notexistenzen der Bergbauern, deren sonnengebräunte Hütten sich malerisch über alle Halden verteilen. Nähe und Grösse der Berge wirken sich in den Menschen aus, genau so, wie die harte Feldarbeit im Riet diesen Volksschlag der Scholle verwurzelt, die ihnen aus unerschöpflicher Güte das tägliche Brot, Mais und Kartoffeln gibt. Der Werdenberger ist mit all seinem Frohsinn, all seiner wasserklaren Ursprünglichkeit im tiefsten Grunde seines Herzens ernst und verhalten, glaubensnahe und grüblerisch, vergleichbar jenen unsichtbaren Strömen des Tales, die unterirdisch talaus fliessen, Grundwasser geheissen. Immer bereit, eine Sache auf dem Gewissens-Waagebalken auszutragen, verbohrt und eigenwillig und in dieser oder jener Art zum Erzürnen selbstgerecht und fanatisch. Werdenberg und Rheintal waren bis zum Untergang der Alten Eidgenossenschaft Untertanenländer, die Werdenberger immer unwilliger; und man spürt noch heute den Schuss freies Walserblut, Erbteil ganzer Familien und Geschlechter, und ein starkes Gefühl, eine satte Sicherheit für Überlieferung und Tradition. Burgen und Schlösser haben dagegen nichts einzuwenden; die Ruinen mancher alten Feste beweisen, dass das Volk über alle hinterhältigen Versuche, seiner habhaft zu werden, obgesiegt hat. Das ist ihm geblieben. Vielmehr als beispielsweise das Rheintal, liegt diese Gegend von altersher am Heerweg der Menschen und Menschengedanken. Aufstände gegen das vormals herrschende Regiment gab es hier früher, und dass immer wieder etwas geschieht, dafür sorgt trotz allen zeitbedingten Umständen die stete Berührung mit Strasse und Bahn und der internationale Bahnhof von Buchs, Ausgangspunkt der nach wie vor bedeutsamen Verbindung mit Österreich und dem Balkan. – [. . .]»

Aus E. O. MARTI, *Das Antlitz des Rheintals.* – In: *Zwischen Luziensteig und Bodensee. Radiovorträge 1939/40, gehalten im Studio Zürich.* Hg. Arbeitsgemeinschaft Rheintal-Werdenberg. Buchs o. J., S. 7f.

Robert Schedler (1866–1930): Der Salezer Pfarrer stellt seinen Mann

Robert Schedler, ehemals als Pfarrer auch in Sax und Wildhaus tätig, ist den Werdenberger Geschichtsfreunden hauptsächlich bekannt durch sein Werk «Die Freiherren von Sax zu Hohensax» (1919). Der deutschschweizerischen Jugend von gestern unvergessen ist sein «Schmied von Göschenen», der in der SJW-Heft-Fassung über Jahrzehnte zur obligaten Klassenlektüre gehörte. Die «Pfarrhaus-Weihnacht» dürfte ein erzählerisches Nebenprodukt von Schedlers Arbeit «Jost Grob» (1906) sein. Sie beleuchtet dramatisch einen wehrhaften Einsatz des berühmten Salezer Pfarrers[18] gegen die gefürchtete «Schwedengefahr» zur Zeit des Dreissigjährigen Krieges.

Der Salezer Pfarrer Jost Grob. Bild aus Aebi 1983.

«[. . .] Es ging bald gegen Mitternacht. Das Rheindörfchen Salez lag in tiefer Ruhe und Dunkelheit. Nur vom Pfarrhaus her glänzte noch ein matter Lichtschimmer durch die Ritzen der Zugläden in den Nebeldunst hinaus. Der junge Pfarrherr, Jost Grob, schritt in seiner Stube auf und nieder und memorierte die Festpredigt, die er am folgenden Tag der frohen Weihnachtsgemeinde verkünden wollte. Er überhörte das Knarren des Hoftores und schrak zusammen, als plötzlich eine Hellebarde heftig an den Fensterladen pochte.

'Pfarrherr', rief eine erregte Stimme, 'macht auf, eine Meldung vom Landvogt.'

'Wer da?!' fragte der Pfarrer.

'Hans Fuchs, der Schlossknecht', lautete die Antwort. 'Unser Herr, der Landvogt zu Forstegg, liegt an Podagra [= Gicht] krank darnieder und ist unfähig, einen einzigen Schritt zu machen. Vor einer halben Stunde kam Bericht vom äbtischen Vogt auf Schloss Blatten, dass der Schwed über dem Rhein ist und sich Feldkirch nähert. Unser Herr, der Vogt Lavater, bittet Euch, an seiner Statt das Fahr am Rhein zu schützen und mit aller Mannschaft dem fremden Kriegsvolk den Rheinübergang zu wehren. Die Leute in den Dörfern am Berg werden aufgeboten und können in zwei Stunden am Rhein sein zu Eurem Beistand.'

Der Pfarrer trat rasch in das Schlafzimmer, wo seine Frau mit den Kindern ruhte.

'Um Gotteswillen, du wirst mich doch nicht allein lassen', jammerte ihm die Frau entgegen, die des Schlossknechts Meldung gehört hatte. 'O, ich sterbe vor Angst! Die schrecklichen Raubbanden in der Nähe!'

'Die Pflicht ruft mich, Weib', erwiderte Jost Grob mit ernster Stimme. 'Die Gefahr bedroht alle. Einer muss auf den Posten, dem die Bauern gehorchen. Landvogt Lavater ist krank.'

'Aber das ist nicht des Pfarrers Amt', rief die Frau. 'Du sollst mit dem Worte Gottes und nicht mit dem Schwert kämpfen!'

'Meine Leute, denen ich zum Hirten gesetzt bin, geht das an', antwortete der Pfarrer. 'Hast du nie gelesen: der gute Hirte lässt sein Leben für die Schafe. Ich kann die bewaffneten Kriegshorden nicht mit dem Wort Gottes abwehren, sondern nur mit mannhafter, entschlossener Tat. Die Abwehr des Bösen und der Bösen ist jedes braven Christenmenschen Pflicht!'

'Ach Gott, denkst du gar nicht an mich und deine armen schutzlosen Kinder?'

'Gerade weil ich an euch denke und für euch in banger Sorge bin, greif ich zum Schwert.'

Jost Grob hatte unterdessen seine schweren Reiterstiefel angezogen und das Wehrgehenk mit dem starken Stossdegen über die Schulter gehängt. Er beugte sich über die weinende Frau, sah ihr tief in die Augen und sprach mit bewegter Stimme: 'Weib, was wir jetzt erleben müssen, haben frömmere Leute als wir schon tausendfach auch erlebt. Gott ist dir nahe und tröstet dich. Sein Arm schütze dich und unsere Kinder. Leb wohl!'

Er warf noch einen Blick auf die schlafenden Kinder und schritt dann ruhig und gefasst in die Winternacht hinaus. Der gefrorene Schnee knirschte unter den Füssen, als er mit dem Schlossknecht durch die Dorfgassen eilte, um die Mannschaft aufzubieten.

Schon nach einer halben Stunde standen über 50 bewaffnete Bauern bei der Fähre. Jost Grob liess alle Schiffe an das diesseitige Ufer bringen. Am Rheindamm wurde eine Schanze aufgeworfen. Im Gebüsch der Rheinauen zimmerte man eine geräumige Schutzhütte zurecht. Willig gehorchten die Leute den umsichtigen Befehlen des klugen, tatkräftigen Salezer Pfarrherrn. Allmählich rückte auch die Mannschaft aus den andern Dörfern der Herrschaft herbei. Tiefer Ernst lag auf den Gesichtern der bejahrten Männer. Kampflust leuchtete aus den Augen der Jungen. Halb ängstlich, halb prahlerisch schlichen die Knaben den Rheindämmen entlang und spähten nach dem jenseitigen Ufer.

'Sie kommen, sie kommen!' schrien sie auf einmal und rannten in hellem Lauf hinter ihre Väter und grossen Brüder zurück.

Bei Ruggell, am andern Rheinbord, vernahm man die Schritte einer nahenden Volksmenge.

'Fährmann, ahoi! hol über!' riefen wohl ein Dutzend Stimmen auf einmal. 'Wir fliehen vor den Schweden, rette uns um Gottes Barmherzigkeit willen!'

Die Schweizer rieten hin und her, ob es ratsam sei, in dunkler Nacht sich der fliehenden Leute anzunehmen, oder ob man nicht lieber den Tag abwarten wolle. Immer kläglicher baten die Österreicher um die Überfahrt. Weinende Frauen und wimmernde Kinder schrien: 'Rette uns, lieber Schweizermann, rette uns!'

Jost Grob rief dem Fährmann: 'Uli Berger, komm, wir wollen an unsere eigenen Kinder denken und die Fahrt wagen!' 'Ja, Pfarrherr, es jammert mich der Schuldlosen', lautete die Antwort, 'ich denke, wie froh wir um Hilfe wären, wenn der Schwed uns auf den Fersen nachsetzte.'

Der Pfarrherr kommandierte sechs Musketiere in das grosse Fährboot. Die Schiffleute stiessen von Land, und bald war man am andern Ufer aufgefahren. In wilder Hast stürzte sich eine vielhundertköpfige Menge auf das Schiff. Sie stiessen und kämpften, sie jammerten und fluchten. Ein jeder wollte zuerst gerettet sein. Jost Grob befahl den Musketieren, ihre Büchsen anzulegen, dann rief er mit dröhnender Stimme: 'Wer noch eine Bewegung ohne meinen Befehl macht, wird sofort erschossen. Zuerst kommen die Frauen und Kinder in das Boot, und erst, wenn alle Frauen drüben sind, holen wir die Männer. Wir retten alle, aber nur dann, wenn ihr Ordnung haltet, sonst fahren wir leer ab.'

Jetzt wickelte sich die Überfahrt in aller Ruhe ab. Stundenlang fuhr der Schiffmann hin und her und brachte mit jeder Fahrt fünfzig Menschen Rettung vor dem Feind. Über 700 Menschen aus Feldkirch und dessen nächster Umgebung fuhren über und wurden nach dem nahen Dörfchen Salez gebracht.

Als die letzten Nachzügler endlich eingetroffen und wohl geborgen waren, stellte Jost Grob Wachen am Rheinufer auf und schritt im Morgengrauen heimwärts, um sich für den Weihnachtsgottesdienst bereit zu machen. [. . .]»

In der Folge erschienen schwedische

Kriegsleute (nach Schedler) tatsächlich am Rhein, überschritten ihn aber angesichts des bewachten Schweizer Ufers nicht.

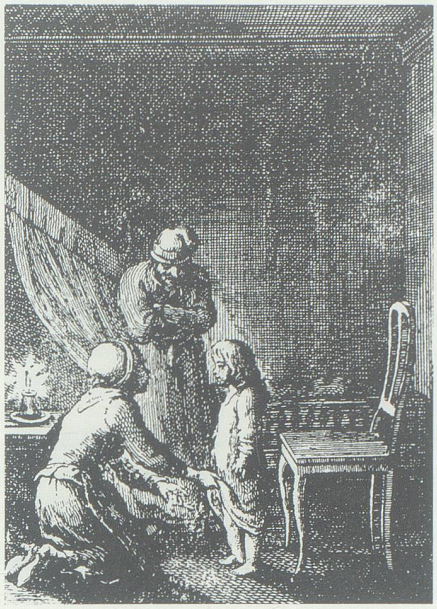
Aus R. SCHEDLER, *Pfarrhaus-Weihnacht. Eine geschichtliche Begebenheit aus dem Jahre 1645.* – In: *Evangelischer Kirchenbote für Rheintal, Werdenberg und Sargans,* Jahrgang 24, Nr. 10. Heerbrugg 1944, S. 77f.

Kaspar Freuler (1887–1968): Ein Landvogt ärgert sich

Die traurige Geschichte der Sennwalderin Anna Göldi, die 1782 in Glarus als Hexe hingerichtet wurde, ist in den letzten Jahren durch das Buch von Eveline Hasler weitherum bekannt geworden. Viel früher hatte sich auch der beliebte Glarner Dichter und Lehrer Kaspar Freuler mit dem Stoff befasst. Aus seinem Werk stammt die folgende Leseprobe. Beachtenswert ist, dass auch bei Freuler, dem innigen Verehrer seiner Glarner Heimat, das restriktiv harte Glarner Regiment als rückständiger erscheint als die im benachbarten Sax waltende Zürcher Herrschaft, welche sich übrigens gegen das Todesurteil ausgesprochen hatte.

«[. . .] Der Schlitten fuhr mit lustigem Geklingel vom Schloss Werdenberg auf der Strasse nach Sax-Forstegg. Der im Rücksitz sass, der zürcherische Landvogt Daniel Vögeli, war denkbar schlechter Laune. Mochte der Tag noch so strahlend und glashell über der Weite des Rheintales liegen, der Vogt war und blieb verärgert und erzürnt. Tief in das dicke Bärenfell gehüllt, überdachte er den Handel, den ihm die gnädigen Herren zu Glarus da nun wieder eingebrockt hatten. Er wusste längst, dass sie ihm, dem Zürcher, nicht eben hold waren; denn sie hatten ihn im Verdacht, er jage die Zigeuner und all das Bettelvolk, das von Werdenberg her über den Bach geschickt wurde, in der Nacht wieder in die glarnerische Herrschaft zurück und mache damit dem Glarner Vogt zu Werdenberg mehr Diffikultäten, als ihm zu wünschen seien. Ach, diese Zigerkrämer und Pastetenfresser! Diese Bauernherren und Bauernräte, diese baumwollenen Potentaten, die froh sein mussten, wenn die Zürcher und die Holländer und Neger ihnen ihre Tüchlein abkauften!

Zum drittenmal nun fuhr er in dieser langweiligen Angelegenheit hin und her; nicht zum Vergnügen, denn er hatte sich umsonst auf die Jagd ennet dem Rhein gefreut. Dafür liess er noch mehr als sonst



Das von Anna Göldi angeblich verhexte Mädchen. Bild aus dem Jahre 1783 in Aebi 1983.

den Glarner Vogt, den Blumer, den Unterschied merken, der zwischen einem aufgeklärten Stadtzürcher und einem, der von hinter den Bergen herkam, deutlich zu konstatieren war. O heilige Einfalt, die da hinter dem Mond zuhause ist! Ein Glarner Läufer hatte ihm das Ansinnen des Rates überbracht, durch einen der berühmten Kanzleibriefe, auf deren Abfassung man in Glarus offenbar mehr Wert legte als er in Forstegg auf ihren Empfang.

Eine Sennwaldnerin sollte eines Richters und Doktors Kind mit geheimen und unerklärlichen Mitteln verderbt und verhext haben! Ei, ei! Lächerlich, was man dahinten für konfuses Zeug glaubte. Netter Arzt, der nicht einmal gegen die Zauberkünste seiner Magd ein Pülverchen weiss! Ein Kind verderbt – als wenn es noch Hexen gäbe, die einem Kind hundert Nadeln einstopfen könnten oder anwünschen oder was weiss ich alles! Lächerlich, mit einem Wort gesagt. Und nun hatte er das Vergnügen, eine halbe Woche lang hin und her zu fahren und dem Weibsbild nachzuforschen und mit dem Vogt über die Kompetenzen der allfälligen Verhaftung zu verhandeln. Stadtknecht und Läufer hatten nichts gefunden, natürlich! Wenn eine schon eine Hexe ist, so wird sie sich doch aus dem Staube machen können! Sollte er den Herren schreiben, man habe letzte Nacht eine Frauensperson auf einem Besenstiel über den Rhein fliegen sehen? Warum nicht? Die Herren Räte würden lange Gesichter machen und ihm eine gepfefferte Antwort schreiben. Aber damit war die Person nicht eingefangen. Und das ärgerte ihn eigentlich am meisten; die hundert Kronentaler, die auf ihren Kopf gesetzt waren, hätten seinem Beutel gut getan. Mit dem Vaduzer Schlossvogt um Geld spielen war eine zwar verflucht kurzweilige, aber auch eine teure Sache. Was hatte man herausgebracht? Eine Base, die Hebamm von Werdenberg, hatte man verhört und eine Schwester im Hohensaxischen; aber kein vernünftiges Wort hatten die zwei gewusst. Ins Vorarlbergische sei das Mensch geflohen, meinte die eine; ins Elsass hinunter, behauptete die andere. Oder wie eine rote Kuh nach Amerika! hatte er ihnen zur Antwort gegeben. [. . .]»

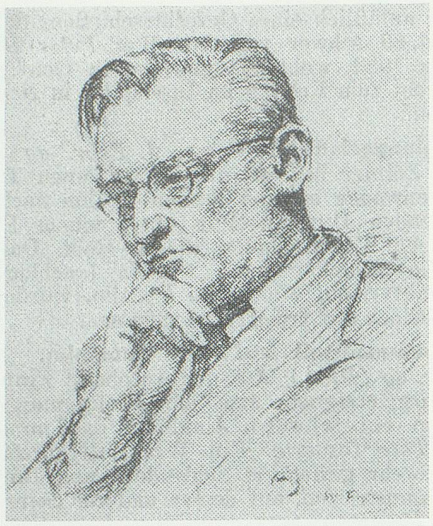
Aus K. FREULER, *Anna Göldi. Die Geschichte der letzten Hexe in der Schweiz.* Glarus 1945, S. 157ff.

Gottlieb Heinrich Heer (1903–1967): Land der Wartauer

Der Schriftsteller und Redaktor Gottlieb Heinrich Heer, der als Literat gewöhnlich etwas im Schatten seines Onkels Jakob Christoph Heer steht und auch oft mit diesem verwechselt wird, hat neben etlichen vor allem geschichtlichen und biographischen Romanen gerne die Landschaften beschrieben, die er auf seinen ausgedehnten Wanderungen mit grossem Einfühlungsvermögen kennengelernt hatte. In diesen Büchern zeigt er beispielhaft, dass ein Naturkenner nicht ein Naturschwärmer sein muss, dass jede Gegenwart mit Geschichte verwoben ist, dass eine Gegend die Menschen formt und umgekehrt. Unser ausgewählter Text ist der Anfang eines Aufsatzes, den Heer 1955 unter dem Titel «Land der Werdenberger» seinem Frümsner Freund Hans Inhelder und dessen Frau gewidmet hat.

«[. . .] Eine knappe Stunde Weges unterhalb Sargans biegt der Rhein als rechtwinkliges Flussknie zwischen Felsabstürzen des Fläscherberges und dem Gonzen in die noch schmale Ebene der Wartau. Während das Gewässer die Talsohle durchmisst, umkrümmt die Strasse die Ausläufer eines terrassenartig gestuften Hügelgeländes. Mit seinen Wiesenbuckeln und steilen Weinbergen, die sich bis zum

18 Pfarrer Grob führte 1634 das Dorf Haag zum reformierten Glauben. (Vgl. M. HESS, *Cuius regio, eius religio.* – In: *Werdenberger Jahrbuch 1991.* Buchs 1990, S. 68ff.)



Dr. phil. G. H. Heer. Porträt aus der «NZZ» vom 2. 2. 1963.

gedrungenen Kirchlein Oberschans[19] hinaufwagen, mit seinen in weicheren Mulden scharf umgrenzten Kleinforsten ist es dem Felsmassiv des Alviers vorgelagert wie ein grüner Voralpengarten der ihn hoch überragenden Schutzmauer.

Die Asphaltstrasse in der Tiefe, auf der die Lastwagen dahinpoltern, verrät nicht mehr, dass da über den Schollberg ein alter Handelsweg von Italien durch Bünden zum Bodensee geführt und schon zur Zeit der Römer Klang in manchen Namen und mit der Rebe menschliche Gesittung ins Land gebracht hat. Da und dort aber in einer Schenke der Dörfer, die sie durchschneidet, schatten in Flur und Stube noch die Gewölbezwickel, unter denen schon vor Jahrhunderten fahrendes Volk und reisende Kaufleute ihre Zollsorgen verhandelten und um Tuchpreise feilschten, ehe sie, von ihrer Rechnerei und dem einheimischen Nachttrunk beschwert, über Steintreppen südlichen Gepräges in die Kammern zur Ruhe hinaufstiegen. Breit und behäbig, den Stolz ihrer Tavernenrechtsame gleichsam ins steinerne Fenstergesicht gefurcht, stehen diese Schenken zwischen den wetterbraunen Schindelhäusern, die sich oft im Tal zu langen Strassendörfern reihen.

Die Vorhügel des Gebirges, aus denen die Ruine Wartau habichtgrau niederlauert, gehen in jähe Waldhänge über, und der Talgrund weitet sich wieder. In noch ursprünglichem Geschlängel, dichtblätteriges Kraut netzend und unberührte Uferhöcker umfangend, durchrieseln die Bäche das Feld. Ihr Wasser gurgelt unter die Jochbogen der alten, gemauerten Brücklein hindurch; es durchspielt lockere Föhrenhaine, die über dem Sandboden den herbstlichen Skabiosen im Rispengras den Lebensraum üppigen Blühens lassen, und es entwischt unter Pappeln, die als Flutbrecher gegen den Föhn, diesen befruchtend warmen, aber auch die Fluren peitschenden Fallwind, in die Lüfte fingern. [. . .]»

Aus G. H. Heer, *Vielfalt der Schweiz. Beglückende Fahrten.* Zürich 1956, S. 41f.

Walther Kauer (1935–1987): Die Vogtei Werdenberg vor Gericht

Der Berner Walther Kauer hat sich in seinem abenteuerlichen Leben vielfältig mit der Schweiz und ihrer Vergangenheit auseinandergesetzt. Geschichtliche Fakten benutzte er dabei als Fingerzeig für Gegenwärtiges, indem er historische oder erfundene Figuren und Vorfälle gerne mit der heutigen Wirklichkeit verschachtelte. Seine Romane (zum Beispiel «Spätholz», «Tellereisen»), Kurzgeschichten, Dramen und Hörspiele stiessen schon bald auf eine grosse, aufmerksame Leser- und Zuhörerschaft und brachten ihm in den siebziger Jahren verschiedene Auszeichnungen ein, so den Conrad-Ferdinand-Meyer-Preis, den Preis der Schweizerischen Schillerstiftung u. a. m. «Ds Vreneli ab em Guggisbärg», eine volkskundlich schwer zu ergründende Gestalt im alten schweizerischen Liedgut, lässt der Autor aus Sennwald stammen. In der leidvollen Geschichte prangert er, nach eifrig durchgeführten Recherchen in Gerichtsakten des 18. Jahrhunderts, die menschenunwürdigen Zustände in der Vogtei Werdenberg zur Zeit des Untergangs der Alten Eidgenossenschaft an. Wenn ihm der Ortskundige in einigen wenigen Details auch Fehler nachweisen kann, beinhaltet das Hörspiel dennoch erschütternde Aussagen. Unser Ausschnitt setzt ein im Verhör von Vrenelis Mutter Anna, die als halbwüchsiges Mädchen im Schloss Werdenberg Aufwartemagd gewesen war und vom Landvogt ein uneheliches Kind bekommen hatte. (A = Anna, R = Ruchmüller, Gerichtsäss im Bernbiet, wo Anna als Vagabundin aufgegriffen worden ist. Die Regieanweisungen sind weggelassen.)

«[. . .]

R: U de Herr Junker Landvogt – het er gwüsst, dass das sys Ching isch? Het er sech drumm gchümmeret?

A: Grad so guet chönntet Dihr frage, Grichtsäss, ob sech d'Chüeh um das kümmere, wo si hinger-sech löh la gheie. Kene vo dene Here hett sech je drumm gchümmeret, was us irne Baschterli worde-n-isch. Im Gägeteil. Vor ds Chorgricht isch eso-nes Meitschi zitiert worde – mer sy äbe nume Mägd gsy. Armi Lüt. Gsindu für d'Here. Sündigi Huerewyber, so hett is z'Chorgricht gnennt, der Herr Pfarrer isch derby gsy und ou der Gnädig Herr Junker Landvogt – u kene hett o nume Muggs gmacht. Mit steinige Gsicht sy si da ghocket u mir hey vor aune Lüt müesse-n-abbitte u d'Buess etgägenäh. Ig säuber by verurteilt worde, vom Scharfrichter öffentlech usgfitzt z'wärde, füdliblutt, uf em Platz z'mitts im Stedtli, u jedes Mannevouch hett chönne d'Nase fuetere. Em Pfarrer sy fasch d'Ouge zum feisse Gring ustrolet – er heygs schynts mit syne Mägd genau so schtrub tribe, wie der Herr Junker mit syne . . .

R: Wohär hesch de das gwüsst? Hesch mit de-n-andere Meitschi drüber gredt - oder hesch öppe säuber . . .

A: Da dervo bi-nig verschont blybe. Angerne isch's nid so guet gange. Es isch viu gredt worde, dazmau – i auer Heimlechkeit, natürlech. Mer hey aui gwüsst, wie längi Ohre dass der Vetsch [Ammann von Grabs] hett . . .

R: Über was isch gredt worde?

A: Es syg jetz gnue, het me gredt. Dass-menes sött zeige, dene Here . . . [. . .]

R: U du, Jumpfer Anna – heyt der-nes zeigt, de Here? Oder heyt der der Obrigkeit eifach ds Houz us em Waud gschtole?[20] Ab und zue es Hasli oder es Reh? Der Bach usgfischet? Das sy Lumpereie, Jumpfer Anna . . . [. . .]

A: We mer das aues gmacht hey, Grichtsäss, de hey mers us Not gmacht. We me es Bitzli Fleisch uf e Tisch hett wöue, hett mes säuber müesse go hole – im Forscht oder im Moos, i de Sümpf – u das aues hett früecher üs ghört u nid de Gnädige Here. Mir hey ja säuber chuum me z'Nötigschte gha zum läbe, we mer aui die Zeise-nu Zähnte-nu Abgabe hey usgrichtet gha, u wenn's wär Zyt gsy zum z'acherfahre-n-oder säye, de isch es äbe-n-uf de obrigkeitliche Fäuder ou Zyt gsy u mir hey mit Zug u Gschir i d'Fron müesse. Üsi eigeti Saat isch immer z'schpät i Bode cho, u üser eigete Ärnte sy geng by gringer worde – aber das isch de Here glych gsy. Zinse

hey si geng glych viu wöue – syg jitze z'Jahr guet oder schlächt gsy . . . [. . .] Si hey verordnet, dass nume no der chly Zähnte u der Pfrundzähnte vom Pfarrer mit Chorn oder angere Spyse hett dörfe usgrichtet wärde – für e Räschte hey si Gäut verlangt, u immer glych viu oder ender meh aus minger, u we me nid het chönne zale, hey di Here Papyr gäh uf die Schulde. Gülte-n-oder Schuldbriefe. Am Änd hey di Here nid nume d'Abgabe-n-u Zähnte gha. Aues hett ne plötzlech ghört: Huus u Hof, Fäud u Acher, Weid u Waud, Veh u Frucht – u z'letscht no mir säuber . . .

R: U wenn eine de geng no nid hett chönne zale?

A: Dä hey si i Schuldhaft gno u nächär i ds Regimänt verchouft. Ds Land hey wäutschi Chnächte gschaffet, wo d'Here-n-i ds Land ghout hey . . . [. . .]

R: Jumpfer Anna. Im Winter 1775 isch auso dä Ruedi [Annas Verlobter] heimlech z'rügg cho u hett di zäme mit eme Ching bim Amme Vetsch gfunge. Was isch nächär passiert?

A: Mer hey em Gnädige Junker Landvogt si Baschter erwörgget . . . [. . .]»

Aus W. KAUER, *Ds Vreneli ab em Guggisbärg*. Unveröffentlichtes Manuskript aus dem Jahre 1987, im Besitz des Radios DRS, Studio Bern.

Hans Boesch (*1926): Die Fahrt nach Sargans

Der Ingenieur und Schriftsteller Hans Boesch ist in Frümsen aufgewachsen. Im Erfolgsroman «Der Sog», der am Ort seiner Kindheit spielt (vgl. Buchbesprechung im Werdenberger Jahrbuch 1989, S. 160), erscheinen zahlreiche seiner Erinnerungen an Land, Leute und Begebenheiten im Werdenbergischen, die er als tiefgehende Empfindungen des Buben Simon beschreibt. Das nachfolgende Zitat berichtet von einer Velofahrt des Grossvaters und Simons nach Sargans, von wo sie Onkel Toni zurückholen sollten.

«[. . .] Sie fuhren früh weg. Ein leichter Südwind wehte ihnen entgegen. Beim 'Bad' [Forsteck] stand die schöne Frau, Margeritas Schwester, auf der Treppe. Sie sah her und lachte.

'So früh?' rief sie. 'Ihr holt Toni, nicht wahr, Simon?'

Und Simon nickte und winkte zurück.

Sie kamen am Armenhaus vorbei, wo die Knechte vor der Stalltüre standen und warteten. Leopold war bei ihnen. Er hielt den Kopf gesenkt. Er sah nicht her, und sein Mund stand offen.

Sie fuhren durch den kleinen Wald, an der Stelle vorbei, wo Kurattli mit den Armenhäuslern Heu geladen hatte, wo er den kleinen, krummen Mann geschlagen hatte. Sie fuhren durch Salez, an der Kirche vorbei, an der Werkstätte vorbei, in der die Maschine zwitscherte und Feilen schlug. Sie kamen am Haus mit den Stickmaschinen vorbei, und sie fuhren auf der grossen Eisenbrücke über den Kanal, und das Wasser floss schnell und lautlos unter ihnen dahin.

Sie fuhren an Maisäckern vorbei, die schon fast alle abgeerntet waren, sie fuhren durch Felder, auf denen Galtvieh weidete; ohne Hirten Rinder und Kälber, nur ein Trog mit Wasser gefüllt; ein Trog, um den das Gras in die Erde getrampelt war, zeigte, dass hin und wieder sich jemand um die Tiere kümmerte. Das weite Ried war ohne Leute. Bis hinauf nach Haag, nach Buchs. Bis dort, wo weit hinten am Berg das Schloss stand, ein Schloss mit einem schweren viereckigen Turm. Und der Turm hatte ein in der Mitte gleichmässig zu einer Spitze zusammenlaufendes Dach, und auf der Spitze war die Kugel mit der Wetterfahne.

Manchmal stand eine Scheune in der Ebene, würfelförmig, grau, verschlossen. Manchmal wehte silbern eine Gruppe von Pappeln auf, vor Erlenwäldern, und der Wind riss Blätter aus dem Geäst und trieb sie über die Äcker und Weideflächen hin.

Der Wind wehte ihnen jetzt kräftig ins Gesicht. Beidseits der Strasse waren tiefe, grasbewachsene Gräben, in denen Wasser stand. Holzapfelbäume waren zwischen Fahrbahn und Graben gepflanzt worden. Sie bildeten eine Allee. Am Strassenrand lagen Nester verfaulter und zerschlagener Äpfel. Äpfel mit Löchern und mit Wespen in den Löchern.

Lange fuhren sie auf das Schloss zu. Simon dachte, sie würden es nie erreichen können. Ihm war, als bliebe es stets gleich weit entfernt. Sie sahen die Berge überm Schloss, die Kuppen aus Neuschnee, und sie sahen, weit hinten schon, die Berge über ihrem eigenen Dorf, über der Egge, über der Asp. Simon musste den Kopf senken, um unter Grossvaters Arm zurückschauen zu können. Weit hinten war der Wald, war die Felswand, über die Gottlieb gefallen war.

Sie kamen schliesslich doch in die Nähe des Schlosses. Ein kleiner See lag zwischen Häusern, und Frauen mit Kinderwagen gingen dem See entlang, ihre Röcke wehten. Der Wind war stark geworden. Grossvater ächzte manchmal und trat mühsam die Pedale. Er erhob sich aus dem Sattel, wenn ein Windstoss ihn aufzuhalten drohte. Stehend, um mehr Kraft zu finden, stemmte er das Gefährt voran. Dem See entlang, durchs Dorf, dem Wind entgegen und jenseits der Häuser wieder in die Felder hinein.

Das Licht war scharf und weiss. Die Gräser, die im Wind wehten, blinkten. Jedes Blatt, jede Wasserlache blinkte. Die Dächer blinkten, die Holzschindeln glänzten. [. . .]

Sie kamen an Steinbrüchen vorbei, an grossen, gelben Tümpeln, an Betonklötzen, die hoch waren wie Häuser, grün angestrichen, gegen die Gewehre gelehnt waren. Und Eisenbahnschienen waren da, Reihen von Eisenbahnschienen, die in den Boden gerammt waren, lange Kämme und Bänder von Schienen, Stachelbänder, die aus der Wiese aufragten, die über Felder liefen, bis hinüber zum Berg.

Sie kamen an einem Holzkreuz vorbei, das unter einem Nussbaum stand, und ein Mann hing am Kreuz. Und hinterm Kreuz war das Hüttchen, mit Drahtgitter, mit Hühnergitter zugemacht, und hinterm Gitter stand eine Frau auf Wolken, im blauen Kleid, und vertrocknete Astern hingen im Gitter.

Grossvater war abgestiegen und schob das Velo mit Simon neben sich her. Der Wind wehte so stark, dass Grossvater nicht mehr gegen ihn hatte anfahren können. Auch jetzt, da er neben dem Velo herging, schwankte der alte Mann manchmal und hatte Mühe, sich aufrechtzuhalten. Der Föhn, der den Staub von den Strassen riss, warf ihn fast um. Dürres Gras und Blätter, Heuhaufen und Papierfetzen wirbelten durch die Luft. In den Drähten sang der Wind, in den Hecken sauste er. Und hoch über ihnen, über dem Kreuz, überm Nussbaum und über den Wirbeln aus dürrem Laub und Gras glitten unaufhaltsam schwere, schwarze Eimer durch die Luft, an einem Seil den Berg hinan und an einem andern vom Berg herab.

Lange stand Grossvater neben dem Kreuz und schaute in die Luft, schaute auf die Eimer. Bis ein Mann aus einer Scheune trat

19 Gemeint ist die St. Martinskirche in Gretschins. Reben und Terrassen gibt es allerdings auch in Oberschan.

20 Anspielung auf den Werdenberger Landhandel (vgl. Thürer 1991, S. 73 ff.).

und sagte, die Eimer seien voll Eisen und kämen aus dem Berg. Und sie würden beim Bahnhof ausgeleert. Ja, sagte er, der Bahnhof sei nicht weit. Hinter den Häusern und hinter den Bäumen sei er. Grossvater sei richtig gefahren. Ja, dies sei Sargans. [. . .]»

Aus H. BOESCH, *Der Sog.* Zürich 1988, S. 253ff.

Literatur

Zitierte Autoren s. am Schluss der jeweiligen Textausschnitte.

Aebi 1983: R. AEBI, *Heimatkunde Sennwald.* Buchs 1983.

Cysat 1661: J. L. CYSAT, *Beschreibung des berühmten Lucerner- oder 4 Waldstätten-Sees.* Luzern 1661.

E. HASLER, *Anna Göldin. Letzte Hexe.* Zürich 1982.

Holliger 1985: C. HOLLIGER u. a. (Hg.), *Chronik Ulrich Bräker.* Bern 1985.

Kuoni 1803: J. KUONI, *Sagen des Kantons St. Gallen.* St. Gallen 1803.

Lienert 1914: M. LIENERT, *Schweizer Sagen und Heldengeschichten.* Bern 1914.

Thürer 1991: G. THÜRER, *Der Werdenberger Landhandel.* – In: *Werdenberger Jahrbuch 1991.* Buchs 1990.

Wagner 1680: J. J. WAGNER, *Historia naturalis Helvetiae curiosa.* Zürich 1680.

Eine Mundartprobe aus allen werdenbergischen Gemeinden

Hans Stricker, Buchs/Zürich

Die wenigsten Leser dieser Zeilen werden sich bewusst sein, dass bis auf den heutigen Tag im Werdenberg insgesamt länger romanisch als deutsch gesprochen worden ist. Die alte romanische Landessprache – in Churrätien seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung aus dem Latein der römischen Eroberer hervorgegangen und von mannigfachen Einflüssen seitens des alteinheimischen Keltischen und Rätischen sowie des benachbarten Germanisch–Deutschen geprägt – , dieses Romanische (oder Churwelsche) ist im Raum Werdenberg–Liechtenstein etwa zwischen dem 11. und dem 14./15. Jahrhundert verdrängt worden. Von Norden her rückte das Deutsche als die Sprache der feudalen und der kirchlichen Oberschicht langsam in unseren Raum vor, und auch von den kirchlichen und politischen Zentren Pfäfers, Sargans, Werdenberg und Feldkirch aus gelangte deutscher Einfluss im Hochmittelalter in das noch romanische Umland. So hat sich hier nach und nach (und gestützt durch die politische Zersplitterung des unterrätischen Raumes zur Zeit des Feudalismus) eine reiche Vielfalt alemannisch–deutscher Mundarten ausgebildet. Dieser mundartliche Reichtum hat sich infolge des ausgeprägten Eigenlebens unserer Gemeinden während Jahrhunderten zu konsolidieren und zu erhalten vermocht.

Noch um die Mitte unseres Jahrhunderts war es ganz allgemein ohne weiteres möglich, einen einheimischen Sprecher seiner Herkunftsgemeinde zuzuweisen; bei der älteren Generation gilt dies in der Regel bis heute. Aber mehr noch: selbst innerhalb der Gemeinden – namentlich der siedlungsmässig vielgestaltigen Gemeinwesen wie etwa Wartau, Grabs und Sennwald – waren die Mundartunterschiede zwischen den einzelnen Dörfern, Fraktionen oder Gemeindeteilen teils beträchtlich; auch hier gingen wirtschaftliche Eigenständigkeit und sprachliches Eigenleben Hand in Hand.

Heute haben sich die Lebensbedingungen grundsätzlich verändert. Die Zeit der mehr oder weniger abgeschlossenen Dorfgemeinschaften ist unwiderruflich vorbei; und so sind diese Unterschiede heute daran, zu verflachen. Um die Erinnerung an diesen gegenwärtig eben noch fassbaren Reichtum wachzuhalten, wird nachfolgend für jede Gemeinde des Bezirks (im Falle der Gemeinde Sennwald für Sennwald und Salez) ein Vergleichstext in Mundartschrift aufgeführt, bei dessen sorgfältiger Lektüre die besonderen Lautfärbungen jeder dieser Mundarten und damit auch die Unterschiede zwischen ihnen ins Auge fallen müssen.

Für die schriftliche Wiedergabe der Mundarten (sie wurde von der Jahrbuchredaktion besorgt) wurde die Lautschrift gewählt, welche ich für das Buch «Leute am Grabserberg» entwickelt und auch eingehend beschrieben hatte.[1] Obgleich sie dem Leser zunächst etwas ungewohnt vorkommen mag, hat sie doch den Vorzug, die Skala der Lautunterschiede recht exakt abzudecken und dennoch im Prinzip von den bekannten Lautzeichen auszugehen. Im Bereich der Vokale dient der *Accent aigu* oder Akut (´) dazu, die geschlossene Qualität zu markieren, während der *Accent grave* oder Gravis (`) Offenheit des Vokals bezeichnet. Ein hochgestelltes *n* nach Vokal steht für nasale Aussprache desselben, und *e* (oder *a*) mit kleinem Ringlein darunter bedeutet den «Murmellaut» zwischen *e* und *a*, welcher dem Schweizerdeutschen eigen ist (etwa in der Endung *-en* von *machen)*. Die betonte Silbe eines Wortes wird durch Unterstreichung des betreffenden Vokals hervorgehoben.

Natürlich bleibt, wie bei jeder Lautschrift, auch hier die Einschränkung gültig, dass die von Dorf zu Dorf wieder anders gestalteten Besonderheiten des Tonfalles, der Satzmelodie sich schriftlich nicht darstellen lassen. Darum kann eine solche Mundartumschrift freilich nicht alle Eindrücke wiedergeben, die sich bei der akustischen Wiedergabe von mundartlicher Rede einstellen. Im vorliegenden Fall ist nun aber auch diese nähere Kontaktnahme möglich; die Texte sind vor dreissig Jahren auf Platten festgehalten worden. Wie kam es zu diesem ungewöhnlichen Schritt?

Im Jahre 1958 lud der Historische Verein für das Fürstentum Liechtenstein das der

1 H. STRICKER, G. v. ARB, *Leute am Grabserberg.* Buchs 1988. – Mundarttexte auf S. 27 – 33; Erläuterung der Mundartschreibung S. 348 – 349 (worauf hier ausdrücklich verwiesen sei).